Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Fünfunddreißigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1901.

3978

BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTETU

Inhalt.

Ahnungen und Vorgesichten
s. Notizbuch 248
Aktiengesetz, das 531
Alexandriner 1
Alter, das 117
Amerika s. Deutsch.
Amerika s. Deutschthum.
Amerikanische Krisis, die
s. Krisis.
Anleihe, die neue 82
Annunzio, Gabriele d' 201
Antichristen 229
Arbeit, geistige s. Mutterschaft.
Arbeitgeberstrike, ein 243
Balfour, Arthur James s. Notiz-
buch 85.
Bankenring, der 209
Barkany, Marie s. Briefe 289.
Bayersdorfer, Adolf 417
Berliner Musik s. Musik.
Betrunken 24
Bilder, neue 234
Bismarck, Bill 409
Böcklin s. Monet.
Bourgeoisie s. Entwickelung.
Branntweinsteuer s. Notiz-
buch 327.
Brefeld s. Notizbuch 247.
Briefe, zwei 289
Bülow, Graf s. Sieger.
Bürgermeister von Berlin
s. Notizbuch 48.
Chamberlain s. Notizbuch 249.
Chamberlains Richter 113
Chronika 447
Dannenbaum 286
Darmstadt 478
Demokratie s. Mill.
Depesche des Zaren s. Notiz-
buch 446.
Deutsch-Amerika 67
Deutschland s. Italien.
Deutschland in China 129
Deutschthum in Amerika 274
Dialog 89
Draga 291
Ehrhardt contra Krupp
s. Notizbuch 86.
Einsamen, die 110
Elektrokultur 162
Entwickelung, die aristokratische,
der Bourgeoisie 356
Epileptiker, die, der Weltgeschichte 225
Eremit, der 454
Faust II. in der Kunst 103
Geld s. Philosophie.
Geschäfte, s. Physiologie.
Geschichte, die, von einem Schnaps 387
Guiskard, Robert 190
Hamburg seit dem Zollanschluß 369
Hamburger Theater 319
Hammerstein-Loxten, Freiherr von
s. Notizbuch 247.
Handschuh, der 239
Hauswirthschaft-Reform
s. Notizbuch 171.
Hände 527
Herodes und Mariamne 55
Hofbankdirektoren 366
Hohenau, Graf Fritz s. Notiz-
buch 251.
Humboldt, Wilhelm von 96
Inder s. Weisheit.
Industriefeudalismus 158

Italien und Deutschland 349
Kampf, im, um die Weltgeschichte 457
Kanal s. Notizbuch 88.
Kartellwirthschaft 443
Kanzlers, des, Kuß 486
Kohlensyndikat s. Kartellwirthschaft.
Krisen 211
Krisis, die amerikanische 325
Krisis, die sozialistische 337
Krupp s. Ehrhardt.
Kulturkampf 414
Kummer 492
Kunst, deutsche und italienische . 259
Kunst, neue österreichische 435
Kunst, die, des Lachens 165
Kunstausstellung der Berliner Sezession s. Notizbuch 329.
Kunstchauvinismus 397
Laboratorium 122
Lachen s. Kunst.
Legende, die, des Seefahrers . . 354
Lenz 180
Lybeck, Michael s. Kulturkampf.
Männlich und Weiblich 472
Mauthners Sprachkritik 220
Meerfahrt, meine 34
Mill als Kritiker der Demokratie 181
Ministerreisen 49
Miquel, Dr. Johannes von s. Notizbuch 245.
Monet und Böcklin 342
Mörike, Eduard 430
Moritz und Rina 213
Musik, Berliner 422
Mutterschaft und geistige Arbeit 515
s. a. Briefe 289.
Naturgefühl, das, unserer Zeit . 7
Notizbuch 46, 85, 171, 245, 327, 445, 534.
Oberlehrer s. Notizbuch 172.
Oesterreichs Kanal 403
Oesterreichische Sorgen s. Sorgen.
Pater Max 419
Pettenkofer, Max von 134
Philosophie des Geldes 377
Physiologie der Geschäfte 495
Pobedonoszew 296
Posen s. Notizbuch 46.
Reichstag s. Notizbuch 328.
Rothschild 168
Sacher-Masoch 306
Schall und Rauch s. Notizbuch 174.
Schulreform s. Notizbuch 328.
s. a. Ueberbürdung.
Seefahrer s. Legende.
Selbstanzeigen 41, 120, 207, 268, 322, 364, 401, 441, 489.
Sembrich, Marcella 407
Seneca 19
Sieger, der 253
Sommer, glorreicher s. Notizbuch 445.
Sorgen, Oesterreichische 175
Sozialistische Krisis, s. Krisis, sozialistische.
Sprachkritik s. Mauthner.
Stendhal 390
Theater s. Hamburger.
Tietz 125
Tippelschickfen 63
Tolstoi s. Notizbuch 47.
Ueberbürdung 152
Verbrechen, das 71
Verdi, Giuseppe 281
Weisheit, die, der Inder 314
Weltgeschichte s. Kampf.
Weltpolitik, deutsche 331
Weltreiche, die drei 29
Willberg, der kleine 270
Zollsorgen 43

Die Zukunft.

Berlin, den 6. April 1901.

Alexandriner.

Das Garde-Grenadierregiment, das den Namen des Russenkaisers Alexander trägt, hat eine neue Kaserne bekommen. Wie die Verfassung fordert, wurde das für den Neubau nöthige Geld vom Reichstag erbeten und bewilligt. Das Haus ist also von deutschen Bürgern bezahlt und soll als Wohnung und Uebungplatz einem Theil des Volksheeres dienen, das die Aufgabe hat, die Grenzen des Reiches zu schützen und den Angriff fremder Eindringlinge zurückzuschlagen. Mancher Wanderer, der vom Schloßplatz her über den Kupfergraben kam, hat staunend zu dem Neubau aufgeblickt und sich gefragt, ob hier, im Herzen der Hauptstadt, eine Festung errichtet werde. Das war schließlich aber eine Stilfrage; die Regirungzeit Wilhelms des Zweiten hat uns an architektonische Merkwürdigkeiten gewöhnt: warum sollte sie uns nicht eine Kaserne bescheren, die einer befestigten Ritterburg ähnelt? Einen besonderen Sinn brauchte man in der Wahl dieses Stils nicht zu suchen. Jetzt erst, am achtundzwanzigsten März, haben wir erfahren, daß diese Kaserne mehr sein soll als die Wohnung und der Uebungplatz eines Theiles der wehrfähigen Mannschaft. Der König und Kriegsherr hat seine Absicht mit erfreulicher Deutlichkeit ausgesprochen. Er hat befohlen, die Kaserne dicht beim Schloß zu erbauen, weil er „eine feste Burg" in der Nähe haben will. Das Garde-Grenadierregiment Kaiser Alexander, das gegen Straßenaufstände früher der preußischen und sächsischen Dynastie gute Dienste geleistet hat, betrachtet er als seine persönliche Leibwache, die „Tag und Nacht bereit sein muß, für

den König ihr Blut zu verspritzen", und diese Leibwache muß ihr Quartier natürlich dicht beim Schloß haben. Der Kaiser, der das Regiment selbst in das neue Haus geführt hat, sagt ihm auch ausdrücklich, für welchen Fall er auf die Leibwache zählt: „Wenn die Stadt Berlin noch einmal, wie im Jahr 48, sich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben sollte, dann seid Ihr, meine Grenadiere, berufen, mit der Spitze Eurer Bajonnette die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren zu treiben." So stimmt Alles zusammen: das Haus und die Einweihungrede haben den selben Stil. Der Kaiser sieht in dem achtundvierziger Aufstand eine Regung unbotmäßiger Frechheit. Er glaubt, dieser Vorgang werde sich wiederholen. Deshalb will er eine feste Burg in der Nähe haben und hat in diese Burg eine Leibwache gelegt, die für die Pflicht vorbereitet werden soll, aufrührerische Bürger mit dem Bajonnett zu verscheuchen.

Der Kaiser hat die Grenadiere in seiner Rede Alexandriner genannt. Die Bezeichnung ist ungewöhnlich, aber sie klingt nicht schlecht und weckt eine Erinnerung, die nützlich werden kann. Die Alexandriner waren sehr brave Leute und — Männer wie Theokrit, Kallimachos und Herondas waren unter ihnen — sehr tüchtige Arbeiter. Doch ihre schöpferisch fortwirkende Kraft war gering. Sie saßen im Museion über Folianten und häuften in emsigem Mühen den Bücherstoß. Als die Ersten in der uns bekannten Geschichte haben sie den Begriff Gelehrsamkeit um sein altes Ansehn gebracht. Weil sie unproduktiv waren, weil ihrer Stubenarbeit die Wirkung versagt blieb, gilt ein Gelehrter, ein Schreiber in der von hellenischer Kultur gedüngten Welt des Westens seitdem als ein dem Leben fremder, zu öffentlichem Wirken untauglicher Mann. Dieser Alexandriner, deren Name warnend an der Spitze der neuesten Rede des Kaisers steht, wollen wir uns erinnern. Wenn wir in der Noth der Stunde nur hundertmal Gesagtes wiederholen, wenn wir uns damit begnügen, Artikel zu schreiben und unserer Unzufriedenheit vorsichtigen Ausdruck zu geben, dann werden auch wir nicht mehr erreichen als die Gelehrten einst in der Hauptstadt der Ptolemäer und werden, wie sie, den Kindern kräftiger Epochen nur ein mitleidiges Lächeln entlocken. Echt alexandrinisch war schon der Versuch, der Stimmung des Kaisers nachzuspüren und den Gedankengang der Rede aus melancholischen Anwandlungen zu erklären. Solche Künste sollte man höfischen Geberdenspähern überlassen und sich nicht wundern, wenn der Monarch darüber lacht. Er hat diesmal ja nicht anders gesprochen als sonst. Ehe das Eisenstück Weilands ihm noch das Nasenbein ritzte, stand das Bild eines Bürgerkrieges

vor seines Geistes Auge. Die Garde rief er auf, ihn vor der „hochverrätherischen Schaar" zu schützen, und schärfte jungen Soldaten die Pflicht ein, wenn es befohlen werde, auf Vater und Mutter zu schießen. In der ganzen Rede ist kein neuer Ton und alles Bemühen, sie aus einer seelischen Depression abzuleiten, muß fruchtlos bleiben.

Gewiß ließe sich leicht Manches erwidern. Als das Geld für die Kaserne gefordert wurde, hat der Kriegsminister mit keiner Silbe angedeutet, hier solle eine kaiserliche Festung, das Quartier einer Leibwache gebaut werden. Natürlich; sonst wäre die Forderung abgelehnt worden. Man könnte also sagen, die Verwendung des Geldes entspreche nicht den im Reichstag vorgebrachten Motiven, und, unter Berufung auf das schöne Lied von den Rossen und Reisigen, hinzufügen, der Kaiser bedürfe keiner Leibwache und zu solchem Dienst seien deutsche Jünglinge nicht verpflichtet, solcher Dienst sei den Organisatoren und Reorganisatoren des deutschen Heeres nie als Ziel ihrer Arbeit erschienen. Dabei wäre über den Unterschied zwischen Prätorianern und einem modernen Volksheer Allerlei zu sagen; zum Beispiel: das Alexander-Regiment sei ja nicht mehr das selbe, das in Berlin und Dresden die Revolution bekämpft hat; eine andere Generation diene in seinen Reihen und es sei von anderem Geist erfüllt, zum großen Theil vielleicht von dem Geist, der in der „hochverrätherischen Schaar" lebt. Auch sei es nicht rathsam, ohne zwingende Veranlassung von der grausen Möglichkeit eines Bürgerkrieges zu sprechen und mit der Spitze der Bajonnette zu drohen. In Berlin, im ganzen Deutschen Reich denke kein Mensch an eine Revolution nach achtundvierziger Muster. Schon der alte Engels hat erklärt, die Zeit des Putschismus sei vorbei. Die Sozialdemokraten hoffen von der Evolution viel mehr als von irgend einer Revolution. Die wirthschaftliche Entwickelung, so rechnen sie, wird des Kapitals Allmacht brechen und eine neue Gesellschaftform schaffen, die gerechter als unsere die Waffen zum Kampf ums Dasein vertheilt. Nie war die Gefahr bewaffneter Aufstände geringer als seit dem Erstarken des Sozialismus; und es ist kein Zufall, daß in den Jahrzehnten, die uns von den Tagen Marxens und Lassalles trennen, trotz den heftigsten Interessenkämpfen kein deutsches Land eine Revolution gesehen hat. Und schließlich wäre zu fragen, ob es nöthig war, die unkluge Verzweiflungthat deutscher Bürger, denen Söhne und Enkel leben, „Frechheit" zu nennen. Da hätte Friedrich Wilhelm der Vierte aufzumarschiren, der vor den Opfern des Märzkonfliktes den Hut zog, die Volkserhebung ein „großes Ereigniß" nannte und den „ausgezeichneten Geist", den „gesunden und edlen Sinn" der Ver-

liner pries. Also eine Fülle brauchbaren Stoffes ... Und dann? Was ist damit erreicht, wem etwas Neues gesagt? Nicht einmal dem Kaiser selbst, der ja zu wissen glaubt, wie das Volk über ihn denkt.

Nein: der Kaiser hat deutlich gesprochen und deutlich muß auch die Antwort sein, so deutlich, daß sie nicht überhört, dem Ohr, an das sie sich wendet, nicht entzogen werden kann. Auf die Berlinische Kommunalvertretung ist nicht zu rechnen. Der Oberbürgermeister von Berlin, der zwar nicht „trotzig", aber auch nicht „tüchtig" ist, steht bei solchen Reden mit der Amtskette unter den Statisten, ist selig, wenn er eines huldvollen Wörtchens gewürdigt wird, und scheint gar nicht zu ahnen, wie ein stolzer Mann in so seltsamer Lage handeln müßte. Der Magistrat wird loyal weiterwinseln und die Stadtverordneten, deren Mehrheit sich doch als die Erbin des achtundvierziger Geistes fühlt, werden mit leisem Gemurr die strenge Rüge einstecken und in der nächsten Adresse wohl noch wärmere Töne als sonst anschlagen. Im Grunde handelt es sich ja auch nicht um eine berlinische, sondern um eine deutsche Angelegenheit, die in den Reichstag gehört. Da ist der Kanzler zu interpelliren. Ob und wann die Verbündeten Regirungen sich von der Nothwendigkeit überzeugt haben, dem Deutschen Kaiser eine Leibwache zu schaffen. Warum diese Absicht beim Militäretat, als das Geld für die Alexander-Kaserne gefordert wurde, verschwiegen blieb. Ob der Kanzler, als der allein verantwortliche Reichsbeamte, dem Kaiser gesagt habe, in Berlin sei ein Aufstand zu erwarten, und auf welche bisher unbekannte Thatsachen sich diese Meinung stütze. Ob die Auffassung der achtundvierziger Ereignisse, die den Worten des Kaisers zu entnehmen war, vom Reichskanzler vertreten wird. Die Form werden parlamentarische Taktiker leicht finden. Am Besten wäre ein Antrag, der zur Abstimmung führt. Kann nicht abgestimmt werden, dann ist jede Partei, insbesondere das süddeutsche Centrum, so lange zu provoziren, bis sie sich ohne Zweideutigkeit über die Sache ausspricht. Pardon ist nicht zu geben; den Heuchlern sind ihre Privatäußerungen vorzuhalten. Weigert der Präsident sich unter nichtigem Vorwand, die Interpellation auf die Tagesordnung zu stellen, so ist ihm die Fortführung der Geschäfte unmöglich zu machen; bei diesem Anlaß wäre mit dem Nothwehrmittel der Obstruktion Größeres zu erreichen als bei der armsäligen Lex Heinze. Im Nothfall kann man auch auf einem Umweg ans Ziel kommen. Interpellation über die auswärtige Politik des Reiches. Im Kreis der Offiziere des Alexander-Regimentes hat der Kaiser auch gesagt, es sei gelungen, das freundschaftliche Verhältniß zu trüben, das so lange zwischen

Deutschland und Rußland bestand; nicht er aber trage daran die Schuld. Er hat ferner von der nahen Möglichkeit eines Kampfes gesprochen, den Deutschland allein, ohne Bundesgenossen, gegen eine Uebermacht auszufechten haben werde: „Wir werden überall siegen, wenn wir auch von Feinden rings umgeben sein und mit der Minderheit gegen die Mehrheit zu kämpfen haben werden. Denn es lebt ein gewaltiger Verbündeter. Das ist der alte gute Gott im Himmel, der schon seit den Zeiten des Großen Kurfürsten und des Großen Königs stets auf unserer Seite war." Solche Worte spricht ein König und Kriegsherr doch gewiß nicht ohne Grund. Das Volk aber hat ein Recht darauf, zu erfahren, wie das Reich in eine so üble Lage gerathen konnte. Graf Bülow hat in seinen Reden eine internationale Gefahr nicht erwähnt und die deutsch-russischen Beziehungen als über jeden Zweifel erhaben geschildert. Aber der Weiße Zar, der Chef des Alexander-Regimentes, hat zu dem Festtage, der den Kaiser zu so auffallenden Betrachtungen stimmte, keinen Gruß geschickt. Die Besprechung so wichtiger Dinge kann selbst der Zweibund Balleſtrem-Arenberg in seiner diplomatischen Weisheit nicht hindern.

Diese Besprechung soll nicht etwa den Zweck haben, den Kaiser zu kränken; durchaus nicht: jede Schroffheit kann vermieden werden, denn Verständigung, nicht Zwist, ist das Ziel. Eine Verständigung aber ist nur zwischen Denen möglich, die einander kennen, ihres Wollens Richtung nicht einander verhehlen. Der Kaiser scheint einen Willen zu haben. Ihm ist der mit dem Recht auf den Thron Geborene ein besonderes Wesen, das geweihte Gefäß göttlicher Gnade. Dem Wink des Erleuchteten hat die Menge zu folgen, blind und gläubig, denn er sieht, was dem Auge des niedrig Geborenen noch in Nacht gehüllt ist. Sein Werkzeug ist das Heer, das auf seinen Befehl die „mißleiteten", „unbotmäßigen" Massen bändigen, wenn durchaus nöthig, mit gefälltem Bajonnett niederzwingen muß. Jeder Aufstand des Willens gegen den König war ein freches Verbrechen, das nur mit Feuer und Schwert gesühnt werden kann. Und da der König allein der Vertreter der Staatsgewalt und der einzige Hort der Volkshoffnung ist, hat er Anspruch auf eine Leibwache, die in seiner Person zugleich auch den Staatsgedanken schützt. Diese aus ehrwürdigen Theokratien stammende Anschauung hat den großen Vorzug lückenloser Einheitlichkeit; nur scheint sie leider mit den Wünschen der deutschen Volksmehrheit kaum zu vereinen. Das ist noch kein Unglück. Erwachsene Menschen, die der selben Kulturzone angehören, sprechen sich aus und finden schließlich einen modus vivendi. Wie aber soll der Kaiser die Volksstimmung kennen lernen? Auf eine Preßstimme, die ihn mit der gebote-

nen Vorsicht angreift, kommen immer zehn, die jedes seiner Worte als eine Titanenthat feiern. Keine Spur einer Einheitlichkeit im Wollen und Trachten. Und die an den Hof geladenen Herren hüten sich ängstlich, durch eine unbequeme Enthüllung Aergerniß zu erregen; von ihnen hört der Monarch sicher stets, das Volk werde in seinem Glück nur von argen Hetzern gestört. Zu Hause aber jammern sie: Wie schade, daß kein Mensch dem Kaiser die Wahrheit sagt! So geht es nun seit zwölf Jahren. Jeder Rede des Kaisers folgen die selben Erscheinungen. Eine Woche lang wird davon gesprochen. In Bureaux, Kontoren, Kneipen, Kasinos ein Gewisper, ein Schütteln der Köpfe. Anspielungen in der Presse, im Parlament. Jubel in England, den eine von der Regirung gemiethete Depeschen-Agentur geschäftig weiterverbreitet. Dann kehrt Alles sacht wieder zur alten Ordnung. Höchstens hört man noch, die Kommentare der ausländischen Presse seien „nicht wiederzugeben".

Diese Kommentare sind für das deutsche Volk noch viel unangenehmer als für den Kaiser. Das also, heißt es da, sind die stolzen Deutschen, die nur Gott fürchten, dem großen Schöpfer ihrer jungen Reichsherrlichkeit Steine in den Weg warfen und jetzt nur verstohlen tuscheln, schelten und Witze reißen, zu einer offenen Auseinandersetzung aber nicht den Muth finden können! Solche Reden sind dem Ansehen neudeutscher Stammesart nicht gerade nützlich; leider dürfen wir sie nicht als unberechtigt ablehnen. So wie bisher kann es nicht weitergehen, wenn wir die Fundamente deutscher Macht uns erhalten wollen. Es muß endlich zu einer Kraftprobe kommen. Spricht die Mehrheit des Reichstages sich für den Kaiser aus, billigt sie seine Weltanschauung, seine impulsiven Versuche, mit dem Einsatz der monarchischen Person auf die Volksstimmung zu wirken, — gut: Dann wohnt Wilhelm der Zweite im Recht des Stärkeren und kein Nadelstich kann ihn, soll ihn verwunden. Lautet das Votum der zur Mitwirkung am politischen Geschäft berufenen Volksvertretung anders, dann wird es nöthig sein, zu den Sitten zurückzukehren, die in der ersten Zeit unserer Reichsgeschichte üblich waren. In jedem Fall haben die Last der Verantwortlichkeit dann die Faktoren zu tragen, denen sie der Sinn der Verfassung zuweist: der Bundesrath und der Reichstag. Nicht ein Plebiszit nach napoleonischem Muster wird also hier empfohlen, sondern die Beschreitung des Weges, den schon der vierte Friedrich Wilhelm „aus ehrlicher und freier Ueberzeugung" wählen wollte. Nur auf diesem Weg ist eine Verständigung möglich; jedes andere Bemühen muß, mag es noch so gut gemeint sein, in unfruchtbarem Alexandrinerthum stecken bleiben.

Das Naturgefühl unserer Zeit.

Mitten zwischen den Frühlingsanfang und die Mittsommerzeit des Kalendermachers, näher zu dieser als zu jenem, fällt bei uns in Deutschland der Beginn der eigentlichen Sonne- und Wärmezeit, der Blüthen- und Reifezeit, die zugleich unsere Wander- und Reisezeit ist. Nach der Mitte des Maimonates halten wir uns für ziemlich gesichert vor Rückfällen in den Winter; die drei Eismänner, die man nicht mehr als fragwürdig behandeln darf, seit die Meteorologen ihre Nothwendigkeit aus einem pannonischen Luftwirbel beweisen, sind ja glücklich überwunden; selbst in rauheren Gegenden, wie auf der bayerischen Hochebene, kommen die leider häufigen Maischneefälle selten in der zweiten Hälfte des Monates vor. Sommerwarme Tage überwinden draußen in der Natur eine gewisse Schüchternheit des Grünens und Blühens, Flieder und Rothdorn bedecken sich in der kurzen Zeit über und über mit Blüthen, die Maiglöckchen öffnen plötzlich wie auf Befehl alle ihre Blüthen. Schade, daß sie bald eben so rasch und gleichzeitig welken. An spät ergrünenden Bäumen, wie den Platanen, sehen wir endlich einen namhaften Fortschritt, nachdem die kleinen, zarten Blättchen die letzte Woche gar nicht vorwärts wollten. Jetzt beeilen sie sich mit der Vollendung des Schattendaches, dessen Nothwendigkeit die kräftigeren Pfeile einleuchtend machen, die die Sonne verschießt. Die an diese erste Wärme gern sich anschließenden Pfingstgewitter sorgen dafür, daß dem Wachsthum nicht die Feuchtigkeit fehle. Alles treibt mit Macht dem Sommer entgegen und schon erscheint an sonnenreichen Stellen der erste röthliche Hauch auf den Früchten früher Kirschen und Erdbeeren.

Da bereitet sich nun auch in der deutschen Menschheit eine merkwürdige Bewegung vor, wie in diesem Maße in keinem anderen Volke. Die winterlang im engen Kreis des Hauses, der Heimath, des Faches, des Amtes bescheiden kreisenden Gedanken beflügeln sich wie die junge Brut der Grasmücken draußen in den Hecken und es regt sich in ihnen Etwas wie vom Wandertrieb der Zugvögel. Nur ist es kein einheitlicher Zug nach dem kühlen Norden oder dem sonnigen Süden; sondern diese wandernden Gedanken streben auseinander; die einen wollen irgend-

wo hinab ans weite Meer und die anderen zieht es hinauf zu den Bergen. Mit der Zeit folgen die Menschen diesen Gedanken, die suchend ins Weite geflogen waren, und je höher die Sonne steigt, desto höher schwellen die Ströme der Reisenden, von denen Die das Meer, Jene die Gebirge aufsuchen. Nicht wenige innere Kämpfe werden da ausgefochten, denn in Vielem ist die Neigung zum „Hinab" eben so stark wie die zum „Hinauf". Aus den täglichen Gesprächen klingt es heraus wie die Losungen zweier Armeen: Ans Meer! Ins Gebirge! Langsam sondern sich die Heerhaufen. Die, die ans Meer gehen, begreifen nicht, wie man immer in die dunklen, umschlossenen Thäler der Gebirge ziehen kann, und die Gebirgswanderer fragen sich, was für eine Anziehung denn die ewig gleiche Horizontale des Meeres und des Strandes üben möge. Die Meisten folgen hier- und dorthin äußeren Antrieben und der Gewohnheit; Einige gehen aber auch mit sich selbst zu Rathe, warum es sie mehr hier- als dorthin zieht, und sie verlieren sicherlich nichts dabei. Der Naturgenuß schließt keine verstandesmäßige Erwägung aus, er gewinnt vielmehr dadurch.

Dabei werden freilich Manche zur Erkenntniß kommen, daß Gebirg und Meer nur Gegensätze innerhalb der einen großen Natur sind. Groß und einsam dem kleinen Menschen und seinen Werken gegenübergestellt zu sein, ist ihr Gemeinsames. Wer zu ihnen strebt, kehrt überhaupt zur Natur zurück. Aber die Natur können wir auch in einfacheren, bescheideneren Formen verehren. Ist nicht die bildende Kunst seit der Zeit, wo nur Alpen- und italienische Landschaft für malenswerth galten, zur Haide, zum Moor, zum Hohlweg, selbst zur Landstraße zurückgekehrt? Wenn man von den Gebirgs- und Strandwanderern Die in Abzug bringt, die der Wunsch treibt, sich am Großen aufzuregen und zugleich in den Strudeln zusammenfließender Menschenströme unterzutauchen, so bleiben sie schon heute hinter den rascher anwachsenden Tausenden zurück, die sich über das flache Land ausbreiten, wo wogende Getreidefelder, grüne Wiesen und dunkle Waldsäume den Gesichtskreis ausfüllen und hinter einer unbedeutenden Bodenwelle die Kirchthurmspitze des Nachbardorfes das Einzige ist, was in den großen, langen Flächen und Wellen des Tieflandbodens den Blick festhält. In dieser bescheidenen Welt, die Ewald Kleists und Vossens Entzücken war, ehe Hallers und Rousseaus Alpen in ihre Zeit hineinzuleuchten begannen und ehe der Sinn für die „edeln Linien" der Apenninen merkwürdiger Weise zugleich mit der Empfindung für

den Zauber niegesehener ossianischer Landschaften erwacht war, kehrt also unser Naturgefühl nach anderthalb Jahrhunderten zurück. Aber wie verändert! Aus dem milden Sehnen nach einem kristallenen Bergquell oder einer schaumgekrönten Woge ist ein lechzender Durst geworden, der aus der nächsten Wiesenrinne mit heißer Hand schöpft. Nicht zu leichter Abwechselung und Anregung zieht man sich in die Stille des Waldes und Feldes zurück, sondern wie einem Druck folgend, der auf den Bewohnern der Städte lastet. Die Natur draußen ist die selbe geblieben, ja, sie hat an manchen Stellen von ihrem Zauber eingebüßt; aber unser Leben und Wohnen drängt uns das Gefühl auf, daß wir uns näher an sie anschließen müssen. Blicken wir in unsere nächste Umgebung. Im Wald und auf der Haide umherzuschweifen, war früher das Vorrecht einiger Jagdfreunde und vielleicht noch einiger Schulknaben, die eben wegen dieser Neigung scheel angesehen wurden; jetzt wird das Recht dazu, das Recht auf Naturgenuß, fast ohne alle Beschränkung anerkannt. Eine Stadt ohne für Alle zugängliche grüne Erholungplätze ist bei uns undenkbar. Welche deutsche Kleinstadtbevölkerung würde sich auf einen allabendlichen Spazirgang um den Springbrunnen des gepflasterten Stadtplatzes beschränken, wie die Bewohner größerer Städte Italiens oder Spaniens? Der grüne Rasenfleck vor dem Vorstadthäuschen, der Vogel im Bauer über der Thür, der Blumenstock im Fenster sprechen uns wie Betheuerungen eines unveräußerlichen Rechtes auf ein Theilchen frischer Natur an. Schon folgt aus dem Recht der Einen die Pflicht der Anderen. Die Schule leitet die Jugend an, sich im Freien zu tummeln, und die Ferienkolonien sind eine der beliebtesten Bethätigungen des Wohlthätigkeitsinnes geworden. Dabei bringen Fußwandern, Radfahren, Rudern und Segeln immer mehr Menschen in enge Berührung mit der Natur. Kann man aber sagen, daß diese Thätigkeiten in entsprechendem Maße das Naturgefühl verbreitet oder gar vertieft haben? Sicherlich ist besonders bei vielen Gebirgswanderern der Sport die Hauptsache; der Naturgenuß wird nur so mitgenommen. Und die Massenergüsse städtischer Bevölkerungen über das Land drohen an vielen Stellen bereits, der Natur gerade die Frische und Ursprünglichkeit zu nehmen, die wir in ihr suchen.

Das ist aber nicht die einzige Stelle, wo wir der Natur so nah gekommen sind, daß wir nicht einmal mehr den vollen Genuß von ihrer Schönheit haben. Wir haben ja auch die naturwissenschaftliche

Bildung, deren Entstehung und deren Pflege ganz eng mit der Entwickelung des Naturgefühls zusammenhängt. Man bewunderte erst die Werke Gottes in der Natur ganz von fern, wie das Kind Sterne anstaunt, dann sah man tiefer in diesen und jenen Theil des Mechanismus hinein, verstand aber nur Einzelnes und das Staunen vertiefte sich noch. Es war die Empfindung, aus der heraus Kant sprach, als er 1755 seine „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" herausgab, wo er das siebente Hauptstück mit den Worten beginnt: „Das Weltgebäude setzet durch seine unendliche Größe und die unendliche Mannichfaltigkeit und Schönheit, welche aus ihm von allen Seiten hervorleuchtet, in ein stilles Erstaunen. Wenn die Vorstellung aller dieser Vollkommenheit nun die Einbildungskraft rühret, so nimmt den Verstand andererseits eine andere Art der Entzückung ein, wenn er betrachtet, wie so viel Pracht, so viel Größe aus einer einzigen allgemeinen Regel mit einer ewigen und richtigen Ordnung abfließet." Wie weit sind seitdem auch die Unweisen über den königsberger Weisen hinausgekommen! Die naturwissenschaftliche Aufklärung hat sich zwar des Naturgefühls bedient, um Eingang zu finden, aber sie hat es dann bald vernachlässigt und vergessen. Die mechanische Naturauffassung und eine von ihr beeinflußte Pädagogik, berauscht von ihrem eigenen Wissen und Erkennen, legt jetzt das Hauptgewicht auf das Erklären, was bei dem unvollkommenen Zustand unseres Wissens von der Natur in vielen Fällen nur die Hineintragung der vergänglichsten Hypothesen in die Schule bedeuten konnte. Nicht allen Geistern kann dadurch die Freude an der Natur verdorben werden, aber für viele wurde der Naturgenuß ein Zerpflücken und Auseinanderreißen mit dem Ergebniß: Trümmer, — und dahinter ein Nichts. Recht deutlich zeigen die Reisebeschreibungen der letzten Jahrzehnte den Rückgang des naiven Naturgefühls, das einst, in künstlerisch vollendeten Schilderungen sich ergehend, ihr Reiz und ihre Zierde war. Namen, Thatsachen, Tabellen, Schilderung gleichgiltiger Erlebnisse, zur Noth platte Reflexionen: Das ist die Mischung, aus der sich manches vielgenannte Werk zusammensetzt, in dem man vergebens die Erinnerung an die Schöpfer der neuen deutschen Reiseschilderungskunst, an einen Alexander von Humboldt, einen Eduard Pöppig, sucht. Wie arm ist die riesig angeschwollene Literatur der Alpenreisen an tief empfundenen Naturbildern! Und doch ist sie noch nicht am Aermsten daran. Man sehe unsere Geographie-

bücher an. Der modernen Geographie, die die Landschaften schildern muß — ich möchte sagen: sie ist offiziell verpflichtet dazu —, kann man den Vorwurf nicht ersparen, daß sie dem Naturgefühl, ohne das eine Naturschilderung kalt und tot bleibt, viel zu wenig Beachtung schenkt. Sie will den Geographieunterricht in den Schulen aller Stufen beleben. Wie kann sie Das, wenn sie nicht ihre Schilderungen belebt?

Mehr als vor hundertundfünfzig Jahren, wo sich zum ersten Mal ein voller Strom von Beispielen und Anregungen der Naturschilderung aus der schönen Literatur in die Wissenschaft ergoß, kommt die Dichtkunst und die Malerei ihr entgegen. Beide haben den Kreis ihrer Naturstudien ungemein erweitert und Beide treibt der selbe Geist: so wenig wie die Wissenschaft wollen sie sich mit dem Aeußeren den Erscheinungen begnügen; sie suchen den einfachsten und zugleich umfassendsten Ausdruck für den Kern ihres Wesens. Allerdings macht uns dieser Kern, wenn sie ihn endlich herausgeschält haben, allzu häufig den Eindruck eines Werkes der Grübelei und statt der Frische der Natur ist die Mühsal der gequälten Arbeit eines unzulänglichen Geistes darin. Die Photographie und die verbesserte und verbilligte Reproduktionenkunst überschütten uns mit einer Fülle von Ansichten. Es giebt keinen Winkel der Erde, den wir nicht schon im Bild gesehen hätten. Manche Stubenhocker haben sich aus dem Vergleich unzähliger brauner oder grauer Abbildungen die Ueberzeugung gebildet, daß die Natur draußen eigentlich überall die selbe sei. Freilich: die nur leicht verschiedenen Variationen über ein beschränktes Thema liegen im Wesen der Natur. Aber in der Empfindung dieser Verschiedenheiten liegt eben der beste Theil unseres Naturgenusses und wir sollten unsere Seelen darauf stimmen. Die gewöhnlichen Abbildungen zeigen nichts davon, sie wecken nicht das Naturgefühl, sondern stumpfen es ab, — und besonders darum muß man sich gegen die billigen und schlechten Illustrationen natur- und länderschildernder Werke aussprechen, mit denen besonders die Jugend neuerdings überschüttet wird. Hier kann es unbedingt die Masse nicht bringen.

Wenn also sicherlich die Menschheit von heute viel mehr und mannichfachere Beziehungen zur Natur unterhält als in der Zeit der Neuen Heloise und des Werther und besonders viel mehr Mittel und Wege hat, an die Natur heranzukommen, so ist doch unser Naturgefühl nicht mehr das selbe. Es ist bewußter geworden, wir haben

es zergliedern gelernt, es trägt die Züge der Reflexion. Diese Züge tragen wir in die Natur selbst hinaus; denn indem sich die Massen in sie hineinstürzen, verliert sie durch Pflege und Verschönerung und die tausend „Bequemlichkeiten des reisenden Publikums". Die breiten Spuren des Massengenusses treten die Blaue Blume in den Grund. Und dabei steigert die Zusammendrängung der Menschen in den Städten unser Bedürfniß nach Natur ungemein.

Und wie steht es nun um die Natur in den Städten? Ist es nicht so, daß, während wir jeden Berg mit einem Wirthshaus und jeden Thalgrund mit einem Piknikplatz ausstatten und rund um pilzartig emporschießende Luftkurorte Hunderte von Kilometern Straßen und Wege für die Flüchtlinge der Stadt schaffen, viele von unseren Städten an Schönheit zurückgegangen sind? Man kann ja Luft, Licht und Grün draußen so bequem haben. In Wirklichkeit verderben wir uns die Natur innen und außen. Durch Wasserleitungen und Kanalisation mag mancher Feind unseres körperlichen Wohlseins lahmgelegt werden. Die immer dichtere Zusammendrängung der immer höher sich aufthürmenden Häuser streitet dafür ununterbrochen und mit Erfolg mit unserem seelischen Behagen. Licht und Luft werden uns eingeengt. Wie viele Gärten sind inmitten der Städte zerstückelt und verbaut worden! Endlos schnurgerade Straßen mit häßlichen, charakterlosen Miethkasernen auf beiden Seiten dicht besetzt, ersticken jedes Heimathgefühl. Wie kann ich an einer Straße hängen, die keinen individuellen Charakter hat? Die Leichtigkeit, mit der man den Wohnort wechselt, hängt damit zusammen, daß eine Miethwohnung in einem Kasernenhaus überall so ziemlich die selbe geworden ist. Giebt es doch zunehmend mehr Miethwohnungen nach kontinentalem Muster selbst in London, von New-York und Chicago zu schweigen. Viele Straßen unserer Großstädte sind so lärmend geworden, daß die Anwohner nicht mehr die nöthige ungestörte Nachtruhe finden können. Die mit großen Kosten unterhaltenen Gärten und Parkanlagen ersticken in Staub, ihre Wege sind mit Batterien von Kinderwagen besetzt, ihre Ruhebänke mit Vagabunden beiderlei Geschlechtes belegt und überall winken uns zum Ueberfluß Verbote drohend entgegen, damit wir ja zu keinem harmlosen Genuß gelangen. Die Schaffung von öffentlichen Gärten und Parkanlagen ist nicht in dem selben Maße vorangeschritten, wie die Bevölkerung zugenommen hat. Ja, sie sind an manchen Orten zurück-

gegangen, wie in Leipzig, wo man durch ungeschickte Einleitung der städtischen Abwässer die Spazirgänge in dem einst gepriesenen Rosenthal verpestet hat. Für Deutschland ist es ein Glück, daß in den zahlreichen alten Fürsten- und Bischofsresidenzen geräumige Gärten voll alter Bäume übrig geblieben sind, wie sie keine moderne Gartenkunst schaffen könnte. Ueberhaupt hat in den Residenzstädten die höhere Annehmlichkeit des Lebens am Wenigsten gelitten. Das erklärt zum Theil auch ihre unverhältnißmäßige Zunahme.

Aber was helfen alle Gärten und Parke, wenn man zuläßt, daß die Städte an Häusern und Straßen innen und außen ästhetisch verwahrlosen? Schon die einfache Aufgabe der Straßenreinigung wird vielfach in unseren großen Städten unzulänglich gelöst. Der Bau in geschlossenen Hausfronten, wobei die Häuser unmittelbar und mit tiefen Fenstern am Bürgersteig stehen, ist charakteristisch deutsch. In den kleinen Städten halten die Nachbarn ihre Gespräche durchs Fenster, aber in Großstadtstraßen, die nicht zum Aufenthalt, sondern zum Verkehr bestimmt sind, kann uns höchstens ein unvorsichtig geöffneter oder vom Wind aufgerissener Fensterladen die Nase blutig schlagen. Daß die Kinder, die in dem engen Hofraum keinen Spielplatz haben, sich auf dem Bürgersteig und mitten auf der Fahrbahn der elektrischen Linie tummeln, deren Rasseln zwischen den hohen Mauern wiederhallt, trägt dazu bei, daß unsere Großstadtstraßen, so leicht verproletarisiren. Wundert man sich, daß Jeder, der es nur irgend vermag, seine Wohnstätte, die Stätte seiner Thätigkeit, seiner Familie und Freunde verläßt, um sich von so viel Häßlichem und Störendem zu erholen?

Früher suchten die Städter innerhalb ihrer Mauern oder in erreichbarster Nähe die Erholung, die freie Luft und das Grün, denen sie jetzt auf Tage langen unbequemen, kostspieligen Fahrten durch ganz Europa nachjagen. Das war gesünder und billiger und hatte den Vortheil, daß, was der Einzelne für seine Erholung that, der Gesammtheit zu Gute kam. Zu jener Zeit gab es keine deutsche Stadt, die nicht von einem Ring von Gärten und gartenartigen Aeckern umgeben war, in denen die Bürger ihre Häuschen und Lauben hatten, wo sie die Spätnachmittage mit dem Spaten und Rechen arbeiteten und abends ihren Trunk Most oder Bier und ihre Pfeife in frischer Luft, unter Blumen und in dem beglückenden Genuß des Anblickes reifender, selbst gepflanzter Früchte genossen. Die Städte waren nicht groß, der Boden

war billig und so lagen wenige Minuten vor den Thoren Gärten, die auch den kleinen Leuten noch erreichbar waren. Ich denke stets mit Behagen an Sonntagnachmittage, an denen unser Spazirgang vor dem Südthor Karlsruhes uns an dem gartenartigen Gemüseacker mit einfachem, von Bohnen umrankten Holzhäuschen unseres Holzhauers vorüberführte. Der einfache Mann, der jeden Wochentag auf dem Pflaster vor den Häusern Holz sägte und hackte, genoß hier eine Sonntagsruhe, um die heute mancher höhere Beamter ihn beneiden mag. Als Faust seinen Osterspazirgang machte, lagen die Dörfer noch so nah bei der Stadt, daß der Bürger, der Student, der Soldat eine Viertelstunde jenseits ihrer engen Straßen, ihrer dunklen Häuser und dumpfen Gemächer das freundliche Dorf in Licht und Luft fanden, auf seinem Wiesenplan, mit den Schänktischen und der Kegelbahn im Freien und der Linde, unter deren Krone sich der Schäfer und das Bürgermädchen um die Wette im Tanz drehten. Diese Ausflugsdörfer, Bierdörfer, wie der jenaische Student sie taufte, waren die Sommerfrischen von damals; und sie sind es lange geblieben. Sie sind unzertrennlich verbunden mit den Jugenderinnerungen jedes deutschen Städtesohnes aus den ersten zwei Dritteln dieses Jahrhunderts. Ihre Poesie ist nicht blos in jenen Stellen des „Faust", sie war echt. Wir haben ja zum Glück noch Reste davon, wiewohl die Verstädtigung dieser Dörfer das Beste weggeschwemmt hat. Dieses Hineinversetzen mitten in ein anderes Leben in neuer Luft, anderen Häusern und Anlagen, unter Menschen von anderen Sitten, Trachten und Beschäftigungen, war eine richtige Ausspannung, an der die ganze Familie theilnahm. Sie wurde noch verschönert, wenn engere Beziehungen die Stadt- und Landbewohner verbanden, wenn etwa Jene dem angestammten Milchmann oder der Eierfrau ihren Gegenbesuch machten oder mit einer aufs Land verheiratheten alten treuen Dienstmagd Erinnerungen auffrischten.

Man mag aus der Ferne meinen, auf dem Land sei es um so behaglicher geworden, je unbehaglicher die Städte als Wohnplätze sich gestaltet haben. Ist es möglich, daß es an Behagen fehlt, wenn auf 360 Einheimische je ein Fremden-Gasthaus oder eine Pension kommt, wie in der Schweiz, wenn die vom Verschönerungverein gestifteten Ruhebänke selbst an den staubigsten Landstraßen stehen und die ärmsten Dörfer sich beeilen, aus ihren Viehweiden Kurpromenaden und aus

den Gemeindewäldchen, die sonst Brennholz lieferten, schattige Parks zu machen? Man kann nicht leugnen, daß die Reisenden Geld unter die Menschen bringen. Wenn die 9000 Gastwirthe der Schweiz ihren Jahresgewinn auf 30 Millionen berechnen, bleibt mindestens eben so viel im Lande an Einnahmen der Eisenbahnen und Posten, der Vermiether von Wagen und Pferden, der Führer und Diener, der Verkäufer jeder Art. Manche Bauernfamilie lebt im Wohlstand, die früher darbte. Wenn man durch ein Gebirgsdorf geht und sieht ein schmuckes neues Häuschen, so gehört es sehr oft einem Führer. Früher ein armer Holzknecht, ist er jetzt auf dem Weg, als Gastwirth die höchste Stufe der dörflichen Gesellschaft zu ersteigen. Die arme Fragnerin hat in ihrem kleinen Ladenfenster Dinge zum Verkauf ausgestellt, von denen sich sonst Niemand träumen ließ: Chokolade, Konserven, billige Putz- und Schmucksachen. Sie verdient mehr als früher, denn ihr Publikum kauft mehr. Der Luxus steigt. Das heißt: die Bedürfnisse wachsen.

Ehe man diese interessante Veränderung mit Beifall begrüßt, muß man erst klar sein über ihre Tragweite. Es sind hauptsächlich die Genüsse, die wachsen, und deren Befriedigung macht den Menschen nur vorübergehend zufrieden. Es werden damit neue Anlässe zur Unzufriedenheit in der Zukunft geschaffen. Der Städter geht aufs Land, um seinen Mißverhältnissen zu entfliehen, er trägt seine Unzufriedenheit mit sich und überträgt sie, wie einen Krankheitkeim, auf die Landbewohner. Was Wunder, wenn er nach wenigen Jahren Veränderungen eintreten sieht, die ihm das Land, das er einst liebte, zu einem anderen machen, woran sein Herz nicht mehr hängen kann? Er hat die Schweiz gemieden, weil er die Fremdenindustrie haßt, aber zur Anpflanzung der selben Industrie in Bayern und Tirol hat er und Seinesgleichen durch gesteigerte Ansprüche selbst beigetragen. Wer ist nicht schon den Flüchtlingen begegnet, den Einsamkeitsuchern, die zuerst den Lärm der Stadt flohen und nun vor dem nachdrängenden Strom der Touristen ihr kaum errichtetes Zelt neuerdings abbrechen? Früher waren sie die Entdecker der verborgenen, stillen Orte in den hintersten Thalhintergründen. Ich kannte Einen, der von Sankt Jodok am Brenner nach Medraz im Stubai und von da nach Gries im Selrainerthal übersiedelte; überallhin folgte ihm die Woge der Sommerreisenden. Heute findet er in ganz Tirol keinen Ort mehr, wo er ungestört leben könnte. In Oberbayern und Tirol, wo man sich noch nicht so recht auf diesen

rasch wachsenden Zufluß eingerichtet hat, sind auch die Störungen des Lebens der Einheimischen noch viel größer. Dort sind noch wenige große Gasthäuser zur Aufnahme der fremden Besucher gegründet worden; in den meisten Dörfern und Städtchen müssen die Wirthshäuser bezogen werden, die sonst dem heimischen Bedarf bestimmt waren. Sie sind aber natürlich einem solchen Zudrang gegenüber in jeder Weise unzureichend, auch wenn sie bis unter die Dachluken sich anfüllten, wie die Regel ist. Viele Gäste wohnen in den Bauernhäusern und es giebt in jenen Gegenden nicht wenige Dörfer, wo jedes Haus im August und September, oft auch den Sommer lang und tief in den Spätherbst von Städtern besetzt ist und wo die Bäuerin, deren Fremdenzimmer unbesetzt bleiben, sich eben so benachtheiligt fühlt wie der Bauer, dem die Ernte mißrathen ist. Das giebt eine sehr enge Berührung zwischen Bauern und Städtern. Die Städter mögen sonst sehr gute Leute sein; sie kommen aber aufs Land zum zweckbewußten Nichtsthun. Aeltere Leute können Das als ihr Recht beanspruchen, aber den Familiensöhnen und -Töchtern steht es schlecht an. Die Lebensauffassung des Bauern wird nicht gehoben, wenn er seine Gäste von früh bis spät herumlungern sieht, noch dazu mit Vorliebe im Wirthshaus. Die Stellungnahme ernster Leute in diesen Gegenden gegen den wachsenden Fremdenverkehr wird uns verständlich, wenn wir sehen, wie eine einzige korrumpirte Städterfamilie in der Ausgelassenheit Dessen, was sie Landleben nennt, Sitte und Anstand auf den Kopf stellt. Die Sommerfrischler, die am Meisten Aufsehen erregen, sind ja nicht einfache Leute, sondern Geld- und Genußmenschen.

Eine förmliche Abschließung von einer Reihe der schönsten Stellen und damit eine Beschränkung der Gelegenheiten zum Naturgenuß bringt die Ausbreitung des Privatbesitzes mit sich. Ganze Berge, Inseln, Uferstrecken gehen in die Hände von Besitzern über, die den Besuch einfach verbieten. In den alpinen Zeitschriften wird gelegentlich immer wieder über die Abschließung ganzer Thäler durch Jagdbesitzer geklagt, die ihre Gemsen nicht stören lassen wollen. Das sind wenigstens nur vorübergehende Sperrungen. Viel schlimmer sind die dauernden. Welche Verwandlung haben die eben so zugänglichen wie anlockenden Gestade unserer Seen erfahren! Durch eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit der Verwaltungen sind manche Seeufer und Inseln in der Schweiz, in Oberbayern, im Salzkammergut schon zum großen Theil in Privatbesitz übergegangen.

Am Genfersee ist es eine alte Sache, daß man auf kilometerlangen Strecken, zum Beispiel ober- und unterhalb von Lausanne, nicht mehr an den See herankann, oder nur auf einem ganz schmalen, stellenweise halsbrechenden Weg, der die Privatbesitzungen vom See trennt. An den deutschen und österreichischen Alpenseen bereitet sich ein solcher Zustand erst vor. Aber der liebliche Starnbergersee bei München ist schon heute an allen schönsten Uferpunkten mit Beschlag belegt und jedes Jahr werden einige neue Uferstrecken mit Villen besetzt, deren Besitzer sich viel längere Landstriche am See entlang aneignen, als sie nöthig haben. Das Land ist dort noch billig; und es ist nicht nur angenehm, sich am See als Besitzer eines Landgutes von einigen Morgen zu fühlen, sondern solche Ankäufe sind auch finanziell sehr lohnend. Die Preise des Bodens können in dieser Lage nur steigen. Große Uferstrecken werden nur erworben, um als Park angelegt und abgeschlossen zu werden. Man behält sich vor, darauf eines Tages eine Villa zu bauen. Einstweilen steigt der Boden ganz von selbst im Preis und man kann ihn ja auch später mit Gewinn verkaufen. Für das nichtkaufende Publikum bedeutet Das nichts Anderes als die Abschließung vom See, der doch an und für sich ein unveräußerlicher Besitz ist, sei es der Krone oder des Staates. Natürlich wählen die Leute, die mit dem Aufwand von ein paar tausend Mark ihren Mitmenschen den Naturgenuß verkürzen und oft genug ganz verderben, nicht die schlechtesten Punkte aus. Es giebt schon jetzt genug Seeorte, wo man den See nur von der Veranda eines Gasthauses oder der Schifferhütte eines Kahnvermiethers oder durch die schmale Thür eines Badhäuschens genießen kann. Ein Glück, daß die fürstlichen Parke von Berg und Possenhofen-Feldafing dem Publikum nicht eben so hermetisch verschlossen sind wie die Seezugänge in den Landgütern der Privatleute! Auch hier zeigt sich die echte Aristokratie der angemaßten und nachgeäfften darin überlegen, daß sie Pflichten gegen die Gesammtheit kennt und anerkennt.

Nur einige Symptome der Ausbreitung des Naturgefühls habe ich genannt und mit Absicht nicht das Gebiet der Aesthetik betreten, wo das Große in der vollkommenen Absichtlosigkeit der Werke der Natur sicherlich nicht mit ein paar Worten abzuthun ist. Es dürfte ohnehin klar sein, daß wir hier vor einer der größten Thatsachen im Geistes- und Seelenleben unseres Volkes stehen. Den falschen Ruhm wollen wir unserer Zeit nicht beilegen, daß das Naturgefühl, so wie

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

wir es kennen, früheren Geschlechtern fremd gewesen sei; aber unsere Zeit wird sich der Vorzüglichkeit der reinen Quellen des Schönen in der Natur immer bewußter und glaubt mehr als frühere, deren seelischer Heilkraft zu bedürfen. Man zieht Parallelen zwischen Naturschönheit und Kunstschönheit und findet, daß auf Tausende, die jene genießen, nur Wenige kommen, denen diese zugänglich ist. Damit ist es schon klar, daß, wenn von aesthetischer Erziehung gesprochen wird, die Quellen des Schönen in der Natur vor allen anderen in Betracht kommen müssen. Das Naturgefühl unserer Großväter war spielend, sentimental, es stellte einen Luxusgegenstand in der Lebenseinrichtung Einzelner dar; wir nehmen es ernster damit, denn wir brauchen Alle die Erholung an und in der Natur nothwendig. Damit muß aber auch die Reinhaltung dieser Quellen ein öffentliches Interesse werden. Zum Glück kommt ihr die sichlich wachsende Neigung entgegen, die einfachen, bescheidenen Schönheiten der Natur wieder mehr zu schätzen. Sollte nicht gerade sie dazu beitragen, daß in unseren Städten die Forderungen des Schönheitsinnes überhaupt besser berücksichtigt werden? Nicht blos die Gelegenheiten zu körperlicher Ausspannung in öffentlichen Spazirgängen, Spiel- und Turnplätzen sollen vervielfältigt und nicht blos in Kunsttempeln das Schöne gehegt und gepflegt werden. Man könnte sich den Streit gegen den Widersinn, die Orte, wo wir elf Monate wohnen, verwahrlosen zu lassen und die, wo wir einen Sommermonat weilen, bis zur Verderbniß ihrer ursprünglichen Natur „herzurichten", sogar als starken Bundesgenossen in der Bekämpfung des Zuges in die großen Städte denken. Kann doch das Reisen zur Erholung von den Unbilden des Stadtlebens nicht immer so wie heute sich weiter vervielfältigen. Es sind ihm Grenzen in der Zeit- und Geldökonomie, aber auch sittliche und ästhetische Grenzen gezogen; und gerade sie weisen uns auf die Ausbildung eines geläuterten Naturgefühles zurück, das sich auch ohne weite Reisen genugthut, indem es seine näheren Umgebungen liebevoll ausgestaltet oder, was oft noch besser ist, erhält.

Leipzig. Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Seneca.

Einer meiner Lehrer in Basel war auch der seltsame und höchst paradoxe, aber dabei geistvolle Franz Dorotheus Gerlach, ein Sohn Thüringens. Es scheint das Fatum dieses Namens zu sein, daß seine Inhaber einen stark reaktionären Duft ausströmen. Unser basler Professor, der Herausgeber des Sallust, hat eine verschollene römische Geschichte geschrieben, die in zwei Bänden bis zu des Tarquinius Superbus Sturz reicht und nicht nur die Geschichtlichkeit aller römischen Könige, sondern auch der Silvier von Alba Longa nachwies. Dann gerieth das Werk ins Stocken, weil der Verleger nicht daran bankerott werden wollte. Es ist übrigens schade, daß das Buch nicht zwanzig Jahre früher erschienen ist. Denn der alte Goethe, der zu Eckermann äußerte: „Wenn die Römer groß genug waren, so Etwas zu erdichten, so sollten wir doch wenigstens groß genug sein, daran zu glauben", hätte des Verfassers gewiß mit besonderem Lobe gedacht, und dabei hätte er nicht einmal, wie sonst wohl, seinen Schutz einer vollendeten Mediokrität angedeihen lassen. Gerlachs Methode taugte nicht viel; aber sein Wissen war groß. Er gehörte nicht zu den Philologen, deren Tagewerk in Konjekturen zu einem Schriftsteller besteht, sondern er beherrschte thatsächlich die gesammte römische Literatur in hohem Grade.

Einst besuchte ihn der Philologe Ernst von Leutsch, der bekannte göttinger Professor, freilich weder eine Zierde noch eine Leuchte der Georgia Augusta. Das Gespräch wandte sich unter den beiden Fachgenossen auf den Philosophen Seneca, den Gerlach sehr hoch schätzte, während Leutsch für ihn nur die landesüblichen Verachtungphrasen hatte. Als sich die Debatte erhitzte und mehr ins Detail ging, stellte sich bald heraus, daß Gerlach seinen Seneca gründlich kannte, während Leutsch ihn gar nie gelesen hatte, also um so unbefangener über ihn urtheilen konnte. In meinem ersten Semester habe ich bei Gerlach Seneca gehört. Es ist wahr: als Dozent strengte er sich für seine Vorlesungen nicht übermäßig an. Wir hatten erst de providentia, dann de constantia sapientis kapitelweise selbst zu übersetzen, wie Schulknaben; allein daran knüpfte er so interessante sittengeschichtliche, ästhetische und sonst erläuternde Bemerkungen, daß ich seit dieser Zeit Seneca liebgewonnen und immer wieder von Zeit zu Zeit darin gelesen habe.

Seneca repräsentirt uns die hohe Bedeutung der popularisirten römischen Stoa. Was bezweckte die antike Philosophie? Dafür ist charakteristisch Epikurs Ausspruch: λόγοις καὶ διαλογισμοῖς τὸν εὐδαίμονα βίον εὑρεῖν, „durch Vernunftschlüsse und Raisonnements das selige Leben zu erwerben." Da zeigt sich der schroffe Gegensatz zum Christenthum, das mit der größten Schärfe diesem aufgeklärten Rationalismus entgegentrat. Seine Heilmittel

sind die Pistis, der Glaube, und die Charismata, die Gnadenmittel der Kirche. Die Antwort auf dieses gänzlich neue Programm war darum auch bei den Gebildeten skeptisches Achselzucken und ausgesprochener Hohn. „Was ist Wahrheit?“ fragt der römische Gouverneur; und vor dem attischen Areopag macht der Apostel Paulus mit seiner Auferstehunglehre entschiedenes Fiasko. Diese Weltanschauung bleibt, bis im dritten Jahrhundert die steigenden Gefahren des Reiches eine furchtbare Angst vor dem drohenden Untergange erzeugen und in Folge Dessen eine starke Gläubigkeit zur Herrschaft kommt, wie bei uns heute lediglich die blasse Furcht vor der Sozialdemokratie die hohen, gebildeten und namentlich reichen Kreise zum Theil wieder fromm macht. Unter den julischen Kaisern herrscht noch die alte Fröhlichkeit. Aber die damaligen Philosophen haben in der That sittigend und läuternd auf weite Kreise gewirkt. In jener glaubensleeren, der alten Frömmigkeit baren Zeit — ich rede natürlich nur von der Schicht der oberen Zehntausend — übernahmen die Philosophen und Rhetoren die Rolle von rationalistisch aufgeklärten Predigern und ersetzten ganz den Priesterstand bei dem mangelnden Gottesglauben der höher Gebildeten. Als Augustus gestorben war, tröstete der Philosoph Areus die Kaiserin Livia durch Gespräche über die Unsterblichkeit. Paetus Thrasea, da er die Nachricht empfängt, Kaiser Nero habe sein Todesurtheil unterzeichnet, unterhält sich „mit Demetrius, dem Lehrer der Cynikersekte, über die Natur der Seele und die Trennung von Körper und Geist.“ Da haben wir den antiken Seelsorger in optima forma, der dem Sterbenden auf seinem schweren Gange die letzten Tröstungen mitgiebt. Seneca, da er gleichfalls auf Neros Befehl sich die Adern öffnen muß, erbaut seine Umgebung durch kurze, auf Freiheit und Unsterblichkeit bezügliche Sprüche, „die letzten Worte Senecas“, die als sein Vermächtniß vervielfältigt wurden und, wie Tacitus berichtet, bald in Aller Mund waren: ein Andachtbüchlein, das so große Verbreitung fand wie später bei den Christen Thomas a Kempis.

Annaeus Seneca war ohne alle Frage der bedeutendste Geist unter diesen aufgeklärten philosophischen Predigern oder predigenden Philosophen. Es ist nun ein bekanntes Gesetz der Erfahrung, daß die meisten Menschen nach dem berühmten Spruche leben: „Was Ihr thun sollt, lehren Euch meine Worte, was Ihr meiden sollt, meine Werke.“ Oder genauer: Leben und Lehre stehen vielfach im Widerspruch. Theoretische Materialisten oder eifrige Bekämpfer einer sittlichen Weltordnung sind in ihrem Leben die idealsten Menschen von oft fast asketischer Einfachheit; man denke an einen Epikur, Lange, den Geschichtschreiber des Materialismus, Nietzsche und Andere. Und wiederum sind Lehrer des entschiedenen Idealismus praktisch oft höchst materiell gesinnt. Niemand hielt früher mehr auf gutes Essen und Trinken als eine gewisse Priesterklasse. Die Domherrenschmäuse waren sprichwörtlich und auch

bei den Visitationreisen Eines Hochwohllöblichen Konsistorii war der Schmaus nicht die Nebensache. Unter den Anhängern der strengsten, exklusivsten, offiziell ganz im Jenseits lebenden Sekten hat man im früheren England nicht selten eifrige Sklavenzüchter oder Kornwucherer gefunden.

Auch bei Seneca klafft ein arger Widerspruch zwischen Theorie und Praxis. Der furchtbare britannische Aufstand unter Nero brach aus wegen der Mißhandlung des Landes durch die römischen Beamten und die Wuchergeschäfte des Hofphilosophen und Erziehers des Kronprinzen Nero. Wem drängt sich da nicht unwillkürlich die Parallele des Krieges von England mit den Afrikanderrepubliken auf? Nur daß wir, gesitteter und kulturell höher stehend, über die Manipulationen von Allem, was dem erhabenen Hause Chamberlain anverwandt und zugethan ist, uns etwas höflicher ausdrücken als die brutalen Alten. Am Hofe hielt sich Seneca so lange durch seine große Schmiegsamkeit, die das sexuell sehr freie Leben des kaiserlichen Zöglings mit nachsichtiger Milde beurtheilte. Es ist nicht zu leugnen, daß der nach der intellektuellen Seite so hochbegabte Seneca nach der ethischen entschieden eine gewisse Verkümmerung zeigt. Aber es ist nicht unsere Sache, einen so reichen und bedeutenden Geist lediglich mit dem beschränkten Maßstab einer Schulmeistermoral zu messen. Diese elastische Kammerherrnseele hat so nachhaltig auf die sittliche Entwickelung des Mittelalters und der späteren Jahrhunderte gewirkt, daß ihn die fromme Naivetät jener Zeiten zum Schüler Christi machte und einen Briefwechsel mit Paulus ihm andichtete. So geniale und vielseitige Menschen kann man nicht in die Schablone zwängen. Zwei Seelen leben in meiner Brust, konnte auch Seneca sagen. Das macht uns ein gerechtes Urtheil schwer, mahnt aber vor Allem zur Vorsicht.

Die Wirkung seiner Werke war ungeheuer und nur der von Ciceros Schriften zu vergleichen. Seneca kannte die Welt und die Menschen. Der Stil, den er schrieb, und zwar meisterhaft schrieb, war ganz der Philosophie angemessen, die er vortrug. Natur war in Beiden nicht. Aber seine Zeit war so wenig eine natürliche wie die unsere; sie war gleich dieser eine kritische und reflektirende und die Kreise, denen er seine Lehre vortrug, waren am Weitesten von der Natur entfernt. Es kommt wenig dabei heraus, wenn man ihn nur aus sich selbst beurtheilt oder mit den Mustern der klassischen Vorzeit vergleicht. Vor Allem muß die Wirkung berücksichtigt werden, die seine Schriften zu jeder Zeit auf Leute in ähnlicher Lage geübt haben. Dante nennt ihn den Moralisten (e Seneca morale), weil die stoische Weltverachtung, die er lehrte, sich leicht mit den asketischen Grundsätzen des Christenthums vereinigen ließ. Dio Cassius dagegen hebt mit einem gewissen Wohlgefallen die Schattenseiten von Senecas mehr als zweideutigem Privatleben geflissentlich hervor. Dio Cassius, hocheinflußreich schon unter Septimius

Severus (193 bis 211) und Premierminister unter Alexander Severus (222 bis 235), war ein etwas beschränkter, aber durchaus wohlgesinnter Offiziöser von jener bekannten Sorte, die an der gestürzten Regirung kein gutes Haar läßt und die gerade herrschende, so lange sie die Macht hat, förmlich in den Himmel erhebt. Kommodus kann er nach seinem Sturze (192) nicht verächtlich genug behandeln; dafür aber empfahl sich dieser loyale Beamte dem kommenden Gestirn durch eine besondere Schrift „über die Träume, durch welche die Herrschaft des Septimius Severus geweissagt wurde". Die stoischen Philosophen bilden nun die geborene, wenn auch völlig harmlose Oppositionpartei; und einem waschechten, militärfrommen Gouvernementalen, wie Dio Cassius es war, mußte ein stoischer Philosoph auch als Minister nothwendig höchst unsympathisch sein. Das läßt er uns in seinem Geschichtwerk merken. Während also dieser Loyale über Seneca feierlich den Bannfluch ausspricht, haben zwei Männer, die stets die Volksreligion und die moralischen Grundlagen der Familie und des Staates in jeder Weise verhöhnten und verspotteten, doch Seneca sehr energisch vertheidigt: Diderot und Grimm, wie schon Schlosser mit Recht hervorgehoben hat. Es ist sonderbar. Dio Cassius, der von seiner eigenen Feigheit und Kriecherei vor Kaiser Kommodus mit einer gewissen naiven Unverschämtheit (avec une noble impudence, würde der Franzose sagen) ganz wohlgefällig erzählt, kann Seneca nicht scharf genug verurtheilen, weil er in Verbindung mit Burrus das Verderben des römischen Staates durch seinen Einfluß nicht wenigstens aufzuhalten suchte. Die beiden Franzosen aber, denen der feine und brutale Sinnengenuß der höchste und einzige Lebenszweck war, haben sich eines Mannes und einer Lehre angenommen, die das gesund Sinnliche in übertriebener Weise verachtet. Das ist das Paradoxe, das sic et non in der Weltgeschichte. Diderot in seinen Gesprächen zwischen A und B über den Nachtheil, den es bringe, wenn man moralische Vorstellungen an Dinge knüpft, die nichts damit zu thun haben, nennt die eheliche Liebe und Treue un entêtement, un supplice. Er betont überall seinen Atheismus. Aber in seinem Essai Sur les gouvernements des empereurs Claude et Néron vertheidigt er in glänzender Weise den überzeugten Deisten Seneca; und Grimm, der erklärte Adept der Enzyclopädisten, lobt dieses Stück ganz besonders.

Die stoische Philosophie und Dialektik paßte vortrefflich zu dem Stil, den Seneca gewählt hat. Der auffallende Gegensatz der hier gelehrten Grundsätze zu dem gewöhnlichen Betragen der Menschen, zu Senecas eigenem Benehmen und dem ganzen Treiben der vornehmen Welt, für die der philosophische Staatsmann schrieb, ferner die scharfsinnige Einkleidung, die Fülle überraschender Wendungen, das Epigrammatische und Pointirte seines Stiles: das Alles diente dazu, sein verwöhntes und raffinirtes, an stark gewürzte und

gepfefferte Gerichte gewöhntes Lesepublikum in der angenehmsten Weise zu beschäftigen. Die Moral, die er in seinen Briefen entwickelt, die überzeugende Beweisführung, daß die größte Selbstbeherrschung höchste Seligkeit, endlich die Entschiedenheit, mit der er die innere Würde des Menschen und die Verachtung irdischer Güter seinen schlaffen, im Sinnengenuß verstrickten Zeitgenossen empfiehlt, hat stets mächtigen Eindruck auf die Leser gemacht und greifbaren Nutzen geschaffen. Freilich darf man nicht in der Illusion leben, als hätten Alle, die Senecas Schriften mit Entzücken lasen, nun auch danach gelebt. Das thaten sie so wenig wie er selbst. Die vornehmen Damen lasen mit aufrichtigstem Enthusiasmus den Essai „über die Kürze des Lebens" oder „die Trostschrift an Polybius" und gingen gleich danach zu einem verabredeten Rendezvous mit einem schönen Pantomimen oder Circusmenschen. Tout comme chez nous. Nirgends findet man schlagendere Parallelen zu dem Rom der Kaiserzeit als in dem high life unserer großstädtischen Aristokratie.

Man hat Seneca zum Vorwurf gemacht, daß er in seiner „Trostschrift an Polybius" „dem Liebling des Elendesten unter den Menschen, dem unwürdigen und hochmüthigen Günstling" die Cour gemacht habe. Polybius war nämlich Kabinetssekretär des Kaisers Claudius, des Mannes der eben so geistvollen wie verruchten jüngeren Agrippina und Adoptivvaters der Hoffnung des Reiches, des poetisch so reich veranlagten Kronprinzen Nero. Claudius war, ein Stubengelehrter mit seinen Sonderbarkeiten, allerdings für den Thron und die große Welt nicht geschaffen. Aber er wählte ausgezeichnete Minister und in seiner Studirstube hat er höchst Tüchtiges geleistet. Im Gegensatze zu der chauvinistischen Verachtung alles Fremden und Beweihräucherung der eigenen Nation, die, wie für das heutige England, so für das antike Rom charakteristisch ist, hat Claudius eine Geschichte der Etrusker in zwanzig und eine der Karthager in zwölf Büchern geschrieben. Wir würden gern eine Reihe der philosophischen Dialoge Ciceros daran geben, wenn uns diese unschätzbaren Geschichtquellen erhalten geblieben wären. Sein gelehrter Beirath dabei war Polybius, der selbst eine ganz respektable, von den späteren Christen viel citirte Weltgeschichte verfaßt hat. Daß Seneca zu einem solchen Mann in einem näheren Verhältniß stand, kann ihm Niemand zum Vorwurf machen. Uns aber, die wir eine doppelte Moral besitzen, eine für die Hochmögenden, denen Alles erlaubt ist, und eine mehr prinzipielle für den großen Haufen, uns also steht es schlecht an, über diese Alten zu Gericht zu sitzen.

Man vergesse auch nicht, daß der vielgeschmähte Seneca auf Tacitus und die bedeutendsten Männer seiner Zeit einen außerordentlich starken und nachhaltigen Einfluß geübt hat. Tacitus hat auch durch die ausführliche Darstellung der letzten Szene von Senecas Leben und besonders durch die

erhabene Schilderung seines Todes die Ehre seines Lehrers gerettet und ihn als Märtyrer der Philosophie und der Tugend im Leben wie im Tode dargestellt. Das zeigt uns Senecas Wirkung auf die Besten seiner Zeit wie auf die späteren Geschlechter in glänzendem Licht. Auch von ihm gilt Goethes herrliches Wort, das Röhr so sinnvoll in seine Trauerworte bei des Dichters Bestattung einflocht: „Wenn der Mensch über sein Körperliches und Sittliches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank. Wir leiden Alle am Leben. Wer will uns außer Gott zur Rechenschaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeschiedenen. Nicht, was sie gefehlt und gelitten, sondern, was sie geleistet und gethan, beschäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den Einzelnen. Mängel haben wir Alle gemein; die Tugenden gehören Jedem besonders."

Jena. Professor D. Dr. Heinrich Gelzer.

Betrunken.

Der Fabrikant Frolow, ein schöner, brünetter Mann mit einem rundgeschorenen Bärtchen und sanften sammetnen Augen, und sein Rechtsbeistand, der Advokat Almer, ein Mann in reiferen Jahren mit einem großen kurzgeschorenen Kopf, zechten in einem der öffentlichen Säle eines Vorstadt Restaurants. Sie waren direkt von einem Ball gekommen und trugen deshalb Frack und weiße Kravatte. Außer ihnen und den Kellnern an der Thür war Niemand im Saal; auf Befehl Frolows wurde auch Niemand eingelassen. Sie begannen damit, daß sie ein ordentliches Gläschen Schnaps tranken und dazu Austern als Sakuska nahmen.

„Vorzüglich!" sagte Almer. „Die Mode, Austern als Sakuska zu nehmen, stammt von mir. Der Schnaps brennt und beißt Einem ordentlich die Kehle, und schluckt man darauf eine Auster, so empfindet man im Halse eine Art Wollust. Nicht?"

Ein stattlicher Kellner mit rasirter Oberlippe und grauem Backenbart stellte eine Sauciere auf den Tisch.

„Was servirst Du da?" fragte Frolow.

„Sauce provençale zum Hering . . ."

„Was? Servirt man so?" schrie der Fabrikant, ohne die Sauciere anzusehen. „Ist Das eine Sauce? Verstehst nicht zu serviren, Schafskopf!"

Die sammetnen Augen Frolows flammten auf. Er wickelte um den Finger ein Ende des Tischtuchs, machte eine leichte Bewegung, — und die Sakuska, die Leuchter und die Flaschen: Alles flog klirrend und krachend auf den Boden.

Die Kellner, die an ähnliche Katastrophen schon lange gewöhnt waren, liefen herbei und begannen ernst und kaltblütig, wie Chirurgen bei einer Operation, die Scherben aufzulesen.

„Wie gut Du Das verstehst", sagte Almer lachend. „Aber ... etwas weiter vom Tisch zurück, sonst trittst Du in den Kaviar."

„Der Ingenieur soll herkommen!" rief Frolow.

„Ingenieur" wurde ein zusammengesunkener Greis mit saurer Miene genannt, der in der That einmal Ingenieur und ein reicher Mann gewesen war; er hatte sein ganzes Vermögen durchgebracht und war an seinem Lebensabend im Restaurant gestrandet, wo er die Kellner und die Sängerinnen beaufsichtigte und allerlei dunkle, das weibliche Geschlecht betreffende Kommissionen ausführte. Als er auf den Ruf erschienen war, neigte er ehrfurchtvoll den Kopf auf die Seite.

„Hör mal, mein Lieber", mit diesen Worten wandte sich Frolow an ihn, „was ist Das hier für eine Unordnung? Wie serviren sie hier bei Dir? Weißt Du denn nicht, daß ich so was nicht liebe? Hol Euch der Teufel! Ich werde zu Euch nicht mehr kommen!"

„Ich bitte Sie, großmüthigst entschuldigen zu wollen, Alexei Ssemjonitsch!" sagte der Ingenieur, die Hand aufs Herz drückend. „Ich werde sofort die entsprechenden Maßregeln ergreifen und alle Ihre geringsten Wünsche werden auf das Beste und Schnellste erfüllt werden."

„Na, ist gut, kannst gehen ..."

Der Ingenieur verbeugte sich, zog sich, immer in gebeugter Stellung und mit dem Gesicht nach vorn, zurück und verschwand in der Thür; ein letztes Mal sah man die unechten Brillanten auf seinem Hemd und an den Fingern funkeln.

Der Sakuska-Tisch war wieder gedeckt. Almer trank Rothwein, aß mit Appetit irgend einen getrüffelten Vogel und bestellte sich noch eine Matelote aus Quappen und eine Sterljadj. Frolow trank nur Schnaps und aß Brot dazu. Er knetete mit den Händen sein Gesicht, runzelte die Stirn, keuchte und war offenbar nicht bei Laune. Beide schwiegen. Stille ringsum. Zwei elektrische Kugellampen mit mattgeschliffenem Glase blinkten und flackerten, als ärgerten sie sich. An der Thür gingen, leise vor sich hersingend, die Zigeunerinnen vorüber.

„Man trinkt und hat doch kein Vergnügen davon", sagte Frolow. „Je mehr ich in mich hineingieße, um so nüchterner werde ich. Andere werden vom Schnaps lustig, ich aber bekomme davon nur Wuth, ekelhafte Gedanken und Schlaflosigkeit. Warum können die Menschen, außer dem Saufen und der Lüderlichkeit, kein anderes Vergnügen ersinnen? Das ist zu widerwärtig!"

„Ruf doch die Zigeunerinnen."

„Hol sie der Kukuk!"

In der Thür zeigte sich der Kopf einer alten Zigeunerin.

„Alexei Ssemjonitsch, die Zigeuner bitten um Cognac. Darf man bestellen?"

„Gut", antwortete Frolow. „Du weißt: sie bekommen ja vom Wirth Prozente von Dem, was sie sich von den Gästen ausbetteln. Heutzutage kann man nicht mal Dem trauen, der um ein Trinkgeld bittet. Alles ein niedriges, gemeines, verwöhntes Volk. Nehmen wir diese Kellner zum Beispiel. Physiognomien wie Professoren, grau, verdienen zweihundert Rubel monatlich, haben ihre Familien, schicken ihre Töchter ins Gymnasium, — aber Du kannst sie schimpfen, wie Du willst. Der Ingenieur frißt Dir für einen Rubel eine Büchse Senf auf und kräht wie ein Hahn. Mein Ehrenwort: wenn nur Einer sich mal beleidigt fühlte, ich würde ihm tausend Rubel schenken!"

„Was ist nur heute mit Dir los?“ fragte Almer, ihn erstaunt anblickend. „Woher diese Melancholie? Du bist roth, schaust wie ein wildes Thier drein ... Was fehlt Dir?“

„Scheußlich. Mir sitzt was im Kopf; und wie ich mich quäle: ich kriege es auf keine Weise heraus ...“

In den Saal trat ein kleiner, runder, fetter, alter Mann, vollständig kahlköpfig, in einem zu kurzen Jacket, einer lilafarbigen Weste und mit einer Guitarre unterm Arm. Er machte eine idiotenhafte Grimasse, stand stramm und grüßte militärisch.

„Ah, der Parasit!“ sagte Frolow. „Erlaube, daß ich ihn Dir vorstelle: er hat sich ein Vermögen damit gemacht, daß er wie ein Schwein grunzte ... Komm mal her!“

Der Fabrikant goß in ein Glas Schnaps, Wein und Cognac, schüttete Salz und Pfeffer dazu, rührte das Alles um und reichte es dem Parasiten. Dieser trank es aus und räusperte sich mit forcirter Bravour.

„Er ist so daran gewöhnt, diese Sauerei zu trinken, daß ihm von reinem Wein übel wird“, sagte Frolow. „Na, Parasit, setz Dich und sing!“

Der Parasit setzte sich, fuhr mit den fetten Fingern über die Saiten und begann, zu singen:

Trim-tram-tram. Margarita ...

Als Frolow Champagner getrunken hatte, wurde er berauscht. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Ja, mir sitzt was im Kopf! Nicht einen Augenblick giebt es mir Ruhe!“

„Was ists denn eigentlich?“

„Ich kann es nicht sagen. Ein Geheimniß. Es ist ein Geheimniß, das ich nur im Gebet sagen kann. Uebrigens, wenn Du willst, unter uns ... in aller Freundschaft. Aber daß Dus Niemandem ... kein Wort ... Ich will Dirs sagen, damit mir leichter wird ... Du aber ... um Gottes Willen, höre mich an und vergiß es ...“

Frolow beugte sich zu Almer hinüber und athmete ihm eine halbe Minute lang ins Ohr.

„Ich hasse meine Frau!“ sagte er.

Der Advokat sah ihn erstaunt an.

„Ja, ja, meine Frau, Marja Michailowna“, stammelte Frolow erröthend. Ich hasse sie; und damit Basta!“

„Warum denn?“

„Ich begreife es selbst nicht! Erst zwei Jahre bin ich verheirathet, habe, wie Du selbst weißt, aus Liebe geheirathet, und jetzt hasse ich sie schon wie den schlimmsten Feind, wie, mit Erlaubniß zu sagen, diesen Parasiten. Und ganz ohne Grund, ganz ohne irgend einen Grund! Wenn sie neben mir sitzt, ißt oder spricht, so kocht mir die Seele auf und ich kann mich kaum halten, ihr nicht eine Grobheit zu sagen. Mir wird, daß ichs gar nicht sagen kann. Sie zu verlassen oder ihr die Wahrheit zu sagen, ist unmöglich, denn Das gäbe einen Skandal; und das Leben mit ihr ist mir schlimmer als die Hölle. Ich kann nicht zu Hause sitzen. Den Tag über lauf ich in Geschäften und in den Restaurants herum,

nachts hocke ich in Spelunken. Wie willst Du Dir diesen Haß erklären? Und wenns noch jemand Anderes wäre! Aber sie ist ja schön, klug, still . . ."

Der Parasit stampfte mit dem Fuß und sang:

Die Herren Offiziere,
Die hab ich gern . . .

„Aufrichtig gesagt, ist mirs immer vorgekommen, als ob Marja Michailowna ganz und gar nicht zu Dir paßte", sagte Almer nach ein paar Sekunden des Schweigens; dabei seufzte er.

„Du willst sagen, daß sie zu gebildet ist? Hör mal . . . Ich selbst habe die Handelsschule mit der Goldenen Medaille absolvirt und bin dreimal in Paris gewesen. Ich bin natürlich nicht klüger als Du, aber auch nicht dümmer als meine Frau. Nein, mein Bester, nicht in der Bildung liegt die Sache! Höre nur, womit das Alles angefangen hat. Es fing damit an, daß mirs plötzlich so vorzukommen begann, als habe sie mich nicht aus Liebe, sondern wegen meines Reichthumes geheirathet. Seit dieser Gedanke sich mir mal im Kopf festgesetzt hat, kann ich ihn auf keine Weise mehr herausbekommen. Dazu kam noch, daß meine Frau von der Verschwendungsucht befallen wurde. Aus der Armuth kam sie in den goldenen Sack, — und los... nach allen Seiten das Geld geschleudert! Sie war so betäubt, so von der Sucht ergriffen, daß sie jeden Monat zwanzigtausend Rubel hinauswarf. Und ich bin eine mißtrauische Natur. Niemand traue ich, gegen Alle habe ich einen Verdacht, und je freundlicher Du zu mir bist, um so qualvoller ist es mir. Immer fürchte ich, daß man mir meines Geldes wegen schmeichelt. Niemand glaube ich! Ja, einen unbequemen Charakter habe ich nun mal, mein Bester, einen sehr unbequemen!"

Frolow trank in einem Zuge ein Glas Wein aus und fuhr dann fort:

„Uebrigens ist das Alles ja Unsinn. Darüber sollte man nie sprechen. Dumm. Ich habe mich in der Trunkenheit verplappert und Du starrst mich jetzt mit Deinen Advokatenaugen an . . . bist froh, daß Du ein fremdes Geheimniß erfahren hast. Na . . . lassen wirs. Trinken wir!... Hör mal", rief er einem Kellner zu, „ist Mustafa da? Ruf ihn mal her!"

Nach einiger Zeit trat in den Saal ein kleiner Tatare von etwa zwölf Jahren, in Frack und weißen Handschuhen.

„Komm mal her!" rief ihn Frolow. „Erkläre uns folgendes Faktum. Es hat eine Zeit gegeben, wo Ihr Tataren über uns geherrscht und uns mit Tribut belegt habt, und jetzt dient Ihr bei den Russen als Kellner und handelt mit alten Kleidern. Wie soll man sich diesen Wechsel erklären?"

Mustafa zog die Augenbrauen in die Höhe und sagte mit einer feinen, singenden Stimme:

„Der Wandel des Schicksals!"

Almer warf einen Blick auf sein ernstes Gesicht und platzte heraus.

„Na, gieb ihm einen Rubel!" sagte Frolow. „Mit diesem Wandel des Schicksals verdient er sich ein Vermögen. Nur wegen dieser drei Worte wird er hier gehalten. Trink, Mustafa! Ein großer Schuft wird aus Dir werden! Was sich doch an Parasiten um einen reichen Menschen herumdrängt! Wie viele solcher friedlichen Räuber und Diebe es giebt . . . man kann kaum durchkommen! Soll man noch die Zigeuner rufen? He? Los, die Zigeuner!"

Die Zigeuner, die in den Korridoren schon lange sehnsüchtig gewartet hatten, stürmten johlend in den Saal; und nun begann ein wildes Gelage.

„Trinkt!“ schrie Frolow. „Trink, Du Pharaonengeschlecht! Singt! Ha-a!“

„Im Winter . . . ha-a! . . saust der Schlitten . . .“

Die Zigeuner sangen, pfiffen und tanzten . . .

In einer Raserei, die zuweilen sehr reiche, verwöhnte und keine Grenze ihrer Macht kennende Menschen befällt, begann Frolow, alle möglichen Ausschreitungen zu begehen. Er befahl, den Zigeunern ein Souper und Champagner zu serviren, zerschlug das Glas der elektrischen Lampen, warf mit Flaschen nach den Bildern und Spiegeln, — und das Alles offenbar ohne jedes Vergnügen, mit gerunzelter Stirn, gereizt die Menschen anschreiend, mit einer Verachtung und mit einem Haß, der aus seinen Augen und aus seinen Geberden sprach. Er zwang den Ingenieur, ein Solo zu singen, gab den Bässen ein Gemisch von Wein, Schnaps und Oel zu trinken . . .

Um sechs Uhr wurde ihm die Rechnung überreicht.

„Neunhundertfünfundzwanzig Rubel fünfundzwanzig Kopeken!“ sagte Almer und zuckte die Achseln. „Wofür denn Das? Nein, warte: Das muß man doch erst mal nachrechnen!“

„Laß!“ murmelte Frolow, während er seine Brieftasche herauszog. „Laß sie stehlen . . . Dazu bin ich ja reich, daß man mich bestiehlt . . . Ohne Parasiten . . . gehts nicht . . . Du bist mein Rechtsbeistand . . . nimmst sechstausend Rubel jährlich und . . . und wofür? Uebrigens verzeih . . . ich weiß selbst nicht, was ich rede“

Als er nach Hause fuhr, murmelte Frolow:

„Nach Hause fahren . . . schrecklich! Ja . . . ich habe keinen Menschen, dem ich mein Herz so recht öffnen könnte . . . Alles Räuber . . . Verräther . . . Wozu habe ich Dir zum Beispiel mein Geheimniß erzählt? Wo . . . wozu? Sag selbst: wozu?“

Vor seiner Hausthür umarmte er Almer und küßte ihn auf die Lippen, nach der alten moskauer Manier, ohne Auswahl bei jeder Gelegenheit einander zu küssen.

„Lebewohl . . . Ein unbequemer, ein gemeiner Mensch bin ich“, sagte er. „Ein schlechtes, schamloses, betrunkenes Leben führe ich. Du bist ein gebildeter, kluger Mensch und lachst nur und trinkst mit mir; kei . . . keine Hilfe von Euch Allen . . . Und doch müßtest Du, wenn Du mein Freund, wenn Du ein ehrlicher Mensch wärst, mir eigentlich sagen: ‚Ein gemeiner, ein niedriger Mensch bist Du! Ein Scheusal!‘“

„Na, na . . .“ stammelte Almer. „Geh schlafen.“

„Keine Hilfe von Euch. Nur die eine Hoffnung: wenn ich im Sommer auf dem Lande sein werde, gehe ich aufs Feld hinaus, ein Gewitter zieht auf . . . der Donner . . . und ich werde auf der Stelle erschlagen . . . Ad . . . Adieu . . .“

Frolow küßte Almer noch einmal. Dann, halb schon im Schlaf und unverständliche Laute lallend, schickte er sich an, mit zweier herbeigeeilten Diener Hilfe die Treppe hinaufzuklettern.

Petersburg. Anton Tschechow.

Die drei Weltreiche.

Neulich wurde hier die Theorie von den drei Weltreichen beleuchtet. Von den Schriften, in denen diese Theorie entwickelt wird, habe ich keine gelesen, muß aber gestehen, daß mir der Ausdruck „Theorie“ oder „Lehre“ von den drei Weltreichen wunderlich vorkommt. Daß heute drei Reiche vorhanden sind, mit denen verglichen alle früheren sogenannten Weltreiche als Zwerge erscheinen, ist ja Thatsache. Und wenn man durch eine Wahrscheinlichkeitrechnung zu ermitteln sucht, welches der drei Reiche die beiden anderen zu überflügeln Aussicht hat, oder ob sich vielleicht alle drei in einem Gleichgewichtszustande gegen einander behaupten werden, so ist auch Das noch keine Theorie, sondern nur eine Konjektur. Erst wenn man die Ansicht, daß nur ein Weltreich möglich sei, zum Lehrsatz erhebt, nähern sich solche Betrachtungen dem Begriff der Theorie. Herr Weill scheint dieser Ansicht zuzuneigen; abgesehen davon, daß sie anfechtbar ist, bedürfen seine Ausführungen schon deshalb einer Ergänzung, weil er zu ausschließlich die Thatsache ins Auge faßt, daß einander die italienischen Städte, Spanien, Holland und England im Reichthum und in dem Einfluß, den der Reichthum verleiht, abgelöst haben, während doch Reichthum, er mag aus der Urproduktion, aus Gewerbe und Handel oder aus Handel allein quellen, keineswegs der einzige Machtfaktor ist. Nur schwer und zeitweilig vermochten die italienischen Städte (außer Venedig) in ihrer Blüthezeit ihre Unabhängigkeit zu behaupten; und politisch waren die Staaten, von denen sie bedroht wurden, zuerst das Deutsche Reich, dann das mit dem Papst verbündete Frankreich, Riesen gegen sie. Holland blieb ein Kleinstaat auch in der Zeit, wo ihm seine Rührigkeit und sein Geld zusammen mit dem jämmerlichen Zustande Deutschlands einen ungebührlich großen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten verschafften, und Englands Macht steht, wie jetzt auch der Blinde sehen muß, auf so schwachen Füßen, daß, wenn der ernsthafte Wille, sie zu stürzen, vorhanden wäre, eine Koalition der Großstaaten sie ganz gewiß stürzen würde. Reichthum, Produktionkraft, Handelssuprematie, Autarkie, Kriegstüchtigkeit, Größe des Gebietes sind Machtelemente, die bald jedes allein, bald in verschiedenen Kombinationen vorkommen; zwei davon, die Handelssuprematie und die Autarkie, schließen einander eigentlich aus, was nicht bewiesen zu werden braucht, da es Jeder auf den ersten Blick sieht.

Während die Rassen Wesen von einer wunderbaren Beharrlichkeit sind, die manchmal fast an Unveränderlichkeit zu grenzen scheint, giebt es nichts

Unbeständigeres als die Staaten. Kaum ist ein gewisser Gleichgewichtszustand erreicht, den die Völker als Grundlage und Bürgschaft des ewigen Friedens preisen, so entbrennt schon wieder ein Streit, der mit Grenzverschiebungen endet. Diese Veränderlichkeit rührt zunächst daher, daß jeder Bevölkerungzuwachs die Ernährung erschwert und man ihn daher durch Gebietserweiterung auszugleichen strebt. Freilich bedeutet der Volkszuwachs, da er die Arbeitstheilung fördert, bis zu einem gewissen Grade sogar eine Erleichterung der Existenz; aber diese Erfahrung macht man immer erst, nachdem die Unmöglichkeit der Expansion zur intensivsten Arbeit gezwungen hat, die von den Meisten nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens gerechnet wird. Bis dahin, wo die Arbeitstheilung und Arbeitvereinigung einer dicht zusammengedrängten Bevölkerung Reichthum schafft, schlägt, mit Werner Sombart zu sprechen, der Kampf um den auswärtigen Futterplatz in den inländischen Kampf ums Futter um; ist aber der Reichthum da, so bewirkt seine ungleiche Vertheilung, daß dieser Kampf erst recht entbrennt. Und mit dem im Inlande erzeugten Reichthum begnügt sich die Habsucht nicht; im Handel, durch die Geldleihe und durch industrielle Gründungen sucht sie die fremden Staaten auszubeuten, die sie mit den Waffen zu unterjochen sich zu schwach fühlt. Aus dem selben Grunde, weil die einmal erwachte Habsucht schlechthin unersättlich ist, beschränken sich erobernde Völker nicht darauf, den Nahrungspielraum im Verhältniß zum wirklichen Bedürfniß zu erweitern. Auch finden sie es bequemer, unterjochte Völker für sich arbeiten zu lassen, statt selbst zu arbeiten; und endlich erzeugt jeder siegreiche Krieg neue Kriege, weil er mit den neuen Grenzen neue Grenzstreitigkeiten schafft, so daß sich jedes erobernde Volk durch ein unabänderliches Verhängniß vorwärts getrieben fühlt, bis ihm das Meer oder die Wüste oder ein stärkerer Nachbar zuruft: Bis hierher und nicht weiter!

In welchen Dimensionen sich dieser ewige Kampf bewegen sollte, Das hing vor den Zeiten der modernen Technik von der Bodengestalt ab. Als ein 3000 Fuß hohes Waldgebirge noch ein ernstliches Verkehrshinderniß bildete, da zersplitterte sich die Bewohnerschaft gebirgiger Gegenden in so viele Völkchen, wie das Land Thäler und kleine Hochebenen hatte, während es in großen Flußebenen erobernden Heerführern leicht gelang, die ganze Ebene zu unterjochen. Deshalb sehen wir im Euphratgebiet Staaten, in Griechenland und Italien Stätchen mit einander ringen. In Griechenland waren diese Stätchen annähernd gleich tüchtig, so daß keins alle anderen zu unterjochen vermochte und erst der hellenisirte Makedonier sie zu einem Staatswesen einte; in Italien vermochte die eine kleine Römerrepublik aller übrigen und zuletzt aller Mittelmeerländer Herr zu werden. Im mittelalterlichen Europa wiederholte sich der selbe Prozeß; nur besaß es in der Kirche und in der

Idee des Kaiserthums zwei einigende Kräfte, die ihn beschleunigten. Freilich hielt diesen beiden einigenden Kräften eine trennende das Gegengewicht: die germanische Mannentreue, die den Freibeuter an den Führer des Zuges, später, als man seßhafter geworden war, den Lehnsmann an seinen Lehnsherrn fesselte und so das Territorialfürstenthum begründete. Im eigentlichen Germanien begünstigten Bodengestalt und germanischer Geist die Zersplitterung am Meisten und die spätere Großstaatbildung ging von den beiden großen Kolonialgebieten im slavischen Osten aus, die als Provinzen zu behandeln dem Kaiser bei der nun einmal bestehenden Reichsverfassung und den damaligen Kommunikationmitteln nicht einfallen konnte. In den beiden Flügeln des kolonialen Deutschlands begünstigte die Bodengestalt größere politische Bildungen: der nördliche ist eine große, von Elbe und Oder durchströmte Ebene, der südliche besteht aus dem ansehnlichen Flußthal der mittleren Donau, den beiden Kesselländern Böhmen und Mähren und dem noch viel größeren ungarischen Kessel. Diese Länder nebst den Landschaften der Ostalpen zusammenzuleimen, gelang der felix Austria, weil die eingewanderten Schwaben und Bayern durch die Aufnahme eines bedeutenden Quantums von Slavenblut von ihrer ursprünglichen Hartköpfigkeit viel verloren hatten. In der ungeheuren russischen Ebene verhielten sich die Menschen wie die Gewässer: sie verbreiteten sich gleichmäßig über die ganze Fläche. Die schwachen Bodenerhebungen, die das Land durchziehen, sind zwar hoch genug, um die Verwandlung der ganzen Ebene in einen einzigen seichten See zu verhindern, aber nicht hoch genug, um die Menschen von einander zu trennen, Charakterverschiedenheiten zu erzeugen und Kleinstaaten zu begründen. Die selbe Erscheinung wiederholt sich im gewaltigen Flußgebiet des Mississippi, das die Eingewanderten verschiedenster Abstammung zu einer neuen, gleichartigen Rasse verschmilzt.

Die moderne Technik hat nun den Gebirgen und kleinen Flußthälern die staatenbildende Kraft genommen. Was heute die Völker des westlichen und mittleren Europas am Verschmelzen hindert, sind nicht Verkehrsschwierigkeiten, sondern die in früherer Zeit durch die Verkehrsschwierigkeiten geschaffenen verschiedenen Nationalcharaktere und die auf der nationalen Grundlage errichteten Staaten mit ihren vielfach trennenden Einrichtungen. So lange nun die Völker des europäischen Festlandes unter sich blieben und nur England und das halbasiatische Rußland außereuropäische Interessen zu haben schienen, konnte man, wenn man der Volksvermehrung als ewig treibender Kraft vergaß, sich in der Hoffnung wiegen, das Gleichgewicht der fünf oder sechs Großmächte werde hundert Jahre lang den Frieden sichern. Das hat sich aber durch die rasche Volksvermehrung in Deutschland, durch die Schwäche der romanischen Staaten und Oesterreichs und durch andere bekannte Umstände

gründlich geändert und an die Stelle des europäischen, ohnehin sehr labilen Gleichgewichtes sehen wir das auch nicht besonders stabile Gleichgewicht der Weltmächte treten, wie ich lieber statt Weltreiche sagen will, weil man unter dem Wort Weltreich eigentlich an ein alle fünf Erdtheile umfassendes Reich denken müßte. Zu der Zeit, als „die Welt" im Westen von den Säulen des Herkules, im Osten von den indischen Gebirgen, südwärts von der afrikanischen Wüste und im Norden von der Nordsee begrenzt wurde, hatte das Wort einen Sinn, heute nicht mehr. Aber daß an die Stelle der europäischen Mächte die Weltmächte getreten sind: daran ist gar nicht zu zweifeln.

Nun sehe ich nicht ein, warum von diesen dreien durchaus die eine die Uebermacht erlangen soll und warum sie nicht neben einander im Gleichgewicht bestehen könnten. Ferner verstehe ich nicht, wie die bewußte Theorie lehren kann, die genannten Reiche suchten sich zu dem Zweck zu vergrößern, alle Güter ihrer Konsumtion selbst produziren zu können. Die Vereinigten Staaten erfreuen sich ja schon dieses Vortheils. Bis auf einige Produkte von untergeordneter Bedeutung, wie die nordischen Pelzthiere und vielleicht einige tropische Früchte, haben sie Alles, was sie brauchen, in Hülle und Fülle. Mag sich ihre Bevölkerung auf 200 Millionen erhöhen, so wird sie ohne übermäßige Intensität des Betriebes Brotfrüchte, Vieh, Obst, Wein, Holz, Kohlen, Metalle, Südfrüchte, subtropische und Tropenfrüchte, Fasergewächse genug haben, vorausgesetzt natürlich, daß sie dem bis jetzt üblichen Raubbau und der Waldverwüstung ein Ende macht. Daß sie aber alle gewerblichen Erzeugnisse selbst herzustellen im Stande ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Die Eroberung der spanischen Antillen läßt sich ja einigermaßen rechtfertigen, da der große Staat bis dahin nicht über den Wendekreis reichte. Aber wenn die Yankees damit noch nicht zufrieden sind, so ist Das reiner Uebermuth. Streng genommen, bedarf daher das Volk der Vereinigten Staaten des Exporthandels gar nicht. Aber freilich: weil es bei seinem natürlichen Reichthum in der Lage ist, wohlfeil zu produziren, kann die Habsucht der Versuchung nicht widerstehen, sich durch Export noch mehr zu bereichern. Deshalb wäre es für England ein großer Vortheil, wenn es sich unabhängig machen und auf Import verzichten könnte, was zugleich den Verzicht auf Export bedeuten würde. Es ist auch möglich, daß die Engländer, wenigstens einige ihrer Staatsmänner, dieses Ziel ins Auge gefaßt haben. Hat doch jüngst ein Kapitän Murray die Versorgung Englands mit Nahrungmitteln in einem Kriege ein gigantisches Problem genannt; und wenn Nordamerika und Deutschland den englischen Export mehr und mehr einschränken, so wird das Problem gar bald auch im Frieden gigantisch werden, weil dann die Mittel zur Bezahlung der Lebensmittel fehlen werden. Rußland endlich würde sich jetzt schon eines hohen Grades von Selbstgenügen erfreuen,

wenn sein Volk tüchtig wäre und seine Regirung nicht blos aus schlauen Diplomaten, sondern aus genialen und ehrlichen Staatsmännern bestünde. Aber freilich würde auch in diesem Falle zur vollen Autarkie der Erwerb südlicher Gebiete gehören; und nach denen strebte es ja seit zweihundert Jahren. Rußland ist also das einzige von den drei Reichen, auf das die Theorie paßt, die aber eben darum in diesem Falle keine Theorie mehr ist, sondern eine Thatsache; wenn der Zar in nicht gar ferner Zeit den Sohn des Himmels entthront, wird Rußland haben, was es begehrt. Den Engländern dürfte die Erreichung des Zieles, falls sie es wirklich erstreben, so schwer fallen, daß man sie einfach als unmöglich bezeichnen kann. Es wäre dazu erforderlich, daß sie die zum Körnerbau geeigneten Landstriche Südafrikas kultivirten; woher aber die Ackerbaukolonisten nehmen, da sie selbst kein Bauernvolk mehr sind? Ferner, daß ihnen alle Kolonien treu blieben und auf Zollschranken dem Mutterlande gegenüber verzichteten, worauf nicht zu rechnen ist. Und mit Alledem wäre noch nicht einmal die Nothwendigkeit beseitigt, das zur Ernährung des Mutterlandes nöthige Getreide übers Weltmeer zu transportiren; dieser Zustand kann aber unmöglich Autarkie genannt werden. Es giebt eben sehr verschiedene Arten politischer Macht; die der Engländer beruht auf Waarenexport und Kolonialausbeutung und hat gerade den Zustand, daß dem Volk sein Brot nicht daheim wächst, zur Voraussetzung; denn womit sollen die kaufenden Völker die Exportwaaren bezahlen, wenn nicht mit Rohprodukten und Lebensmitteln? Diese Grundlage der Macht und Größe ist und bleibt aber die allerunsicherste, so daß selbst Rußland mit seinem untüchtigen und blutarmen Volk weit ruhiger in die Zukunft sehen kann.

Demnach hat zwar ein Uebergewicht der Vereinigten Staaten die Wahrscheinlichkeit für sich, aber nicht deshalb, weil drei gleich starke und große Weltmächte nicht neben einander zu bestehen vermöchten, sondern, weil den anderen beiden zwei unentbehrliche Machtfaktoren fehlen: den Engländern das zusammenhängende Gebiet, den Russen die persönliche Tüchtigkeit. Aber — Das ist doch wohl die Frage, die uns am Nächsten liegt — was soll aus uns Deutschen werden neben den drei Riesen? Es wäre doch wohl ein Uebermaß von Bescheidenheit, wenn wir bei unserer Volkszahl und unserer Tüchtigkeit auf einen Platz im ersten Range des Völkertheaters verzichten wollten. Nun, wie ich darüber denke, habe ich so oft gesagt, daß ich es nicht wagen darf, die Leser noch einmal damit zu belästigen.

Neisse. Karl Jentsch.

Meine Meerfahrt.

So schnell ist mir noch kein voller Tag vergangen wie diese vierundzwanzig Stunden auf der Adria. Und keine Fahrt hat mich bisher zu einem solchen Ziel geführt. Von Triest bis Ragusa! Das bedeutet: von Europa nach Asien. „Graf Wurmbrand", ein bewährter Schnelldampfer des Oesterreichischen Lloyd, erreicht in vier Katzensprüngen die südlichen Berge der Herzegowina, deren äußerster Rand die Küste von Dalmatien heißt.

Ich könnte ihn zeichnen, den kurzen, grellen Pfiff, den der abdampfende „Wurmbrand" ausstößt; ein krummer Pfiff mit dickdumpfem Anlauf und scharfer, kurzgebrochener Endspitze. Wie ein Pulverhorn, das explodirt, emporschmetternd, stechend in die Lüfte gegen die Höhen des Karstes. Dann setzt die Maschine ein, das Plätschern im Hafen wird bald zum Rauschen, zum Brausen auf hoher See, im Zweikampf des schwarzen Panzers mit dem Meere. Jeder Augenblick zerschlägt die eherne Tafel in tausend Scherben, deren schnurgerade, weiß schäumende Linie den Lauf des Dampfers bezeichnet, bis weit hinten sich wieder Alles eint und glättet. Trotz den Millionen spiegelbrechender Fahrzeuge liegt das Meer so glatt und ungebrochen da wie am Tage der Schöpfung.

Triest ist verschwunden. Die Häuserkolosse sind in der Dunstbläue des Gesichtskreises ein blasser, unbestimmter Streifen geworden, wie ihn die modernen Landschaftmaler ziehen, wenn sie Etwas andeuten wollen, das sie selbst nicht kennen. Die istrische Küste steht in einem Dunstschleier, giebt sich den Anschein, als wäre sie gar fern und als wären ihre Berge sehr hoch. Wir wollen einmal unser Haus besehen, sagte mein Sohn Hans. Wir stiegen hinab. Die Kabine mit den runden Fensterluken und dem wässerigen Lichte, das die Wellen spiegelnd auf den flimmernden Plafond warfen. Durch die Fürsorge des Lloydpräsidenten ist uns ein bequemes Gemach eingeräumt worden. Wir packen unsere Sachen aus; auf das Tischchen legen wir die Karte des Adriatischen Meeres, damit wir gleich einem umsichtigen Admiral über unseren Lauf, die Seehöhe, die vorüberziehenden Inseln u. s. w. stets Bescheid wissen. Leise zittert das Gemach; draußen rollt das Wasser. Wir beschauen uns den nahen Salon; er ist geräumig, ist Speisesaal, Konzertsaal, Spiel-, Musik- und Lesezimmer. Ein Pianino harrt kundiger Finger und klanglustiger Ohren. Eiserne Säulen stützen die niedere Decke, durch deren mittleren Aufbau Glasmalereien buntes Oberlicht hereinlassen. An den Wänden die Rundfenster mit den schweren, drehbaren Eisenrahmen, gegen alle Zufälle fest verschließbar. In Gruppen und auch einzeln sitzen die Reisenden herum, meist wienerische und reichsdeutsche Ausflügler nach Dalmatien. Noch achten sie des ihnen seltsamen Geräusches, horchen dem dumpfen Rollen der Fluthen. Der Ankömmling auf einem großen Schiff ist ruhelos; immer ist er auf Entdeckungreisen aus, um seine neue ambulante Heimath kennen zu lernen. Bald schwärmte ich also wieder auf dem Deck umher, schaute durch das Glasdach hinab in den Maschinenraum, wo ein Weltall von Stahl und Eisen knarrend und stampfend lebendig ist und heißer Dunst aufsteigt; besuchte die Warte, wo der Steuermann die Hebel des Rades dreht, die Kapitänszelle, wo in zahlreichen Instrumenten die Wissenschaft waltet. Uhren, Kompaß, Fernrohr, Strecken-

messer, Seekarten. Maschinenraum und Steuerstand sind wie Herz und Kopf. Dann hinaus auf den Vorderbug, wo der Wind pfeift, den der Neuling für einen Sturm hält, während er nur die Folge des raschen Schiffes ist. Ferner suchte ich lauschige Plätzchen auf Deck, wo man allein und beschaulich hinausblicken kann auf das hohe Meer. Dieses war früher wassergrau gewesen; jetzt war es braun wie Moor, nur immer belebt von den wechselnden Silberplatten der Wellen, die gelassen und ziellos wallten. In ruhiger Luft wissen sie nicht, wohin, und schwanken immer nur auf und nieder, in sachten Gruben und leichten Kanten hin und her. Der hastig hinrauschende Dampfer allein bringt das Gewässer in Aufruhr; weiter in der Ferne wird Alles glatt und die schnurgerade Linie zwischen Meer und Himmel ist ein Ruhen in der Ewigkeit.

Jetzt schellt ein Glöcklein durch das Haus. Betenszeit? Nein, es mangelt an Noth. Essenszeit; denn die feuchte Seeluft athmet sich wonnig und giebt sogar dem Börsenjobber dort, was er sonst nie hat, Hunger. Table d'hote. An der langen Tafel oben sitzt der Kapitän als Hausvater. Mir wird der Platz an seiner Seite angewiesen. Die Tafel ist geschmückt mit Obstständern und Blumensträußen und unterscheidet sich nicht von den Speisetischen der feinen Stadthotels. Frei stehen alle Gläser und Flaschen, keine Vorrichtung für stürmische Zeiten. Kaum merklich zittert der Saal unter dem ewigen Dröhnen draußen. Man glaubt, in einem Salon auf dem Lande zu sitzen, und irgendwo draußen wäre ein Gewerk, dessen unbestimmtes Geräusch man hören kann. Um endlich unter Speise und Trank ganz zu vergessen, daß man auf dem Meere ist. Die reichliche und wohlschmeckende Mahlzeit löst bald Herz und Zunge, und wenn die aus aller Herren Ländern zusammengeschwemmten Passagiere auch nicht sofort Brüder und Schwestern werden, so nähern sie sich einander doch im heiteren Gespräch. Während Neulinge natürlich nur von Seefahrt und Seeleben sprechen, plaudern die gewohnheit- oder berufsmäßigen Reisenden von Politik, Geschäft und Unterhaltung wie überall. Der schwarze Kaffee wird im Rauchzimmer genommen, einen Stock höher, im Stiegenhaus. Der Weg von den Kabinen, dem Gesellschaft- und Speisesaal führt durch dieses Rauchzimmer, wo den ganzen Tag die ältern Herren Bier trinken, rauchen, Schach oder Karten spielen. Die jüngeren treiben sich auf Deck herum, drehen Cigaretten, betrachten die Schiffsthätigkeit oder flirten mit hübschen Damen. Aus dem Salon hervor klingen straußische Walzer. Alles geht so lustig zu, so ungezwungen lustig. Und ein behäbiger älterer Herr behauptet, nichts sei für den gehetzten Menschen geeigneter zur Erholung als eine Seefahrt. Man nehme ein Fahrbillet, gleite aufs Meer, wohin: Das ist gleich. Hauptsache komfortables Schiff, gutes Essen und Trinken, Seeluft und Natur und völlige Abschließung von allen Geschäften, Briefträgern, Telegraphen, Telephonen und Besuchern. Wenn dann schlechtes Wetter einmal auch die Seele ein Bischen aufrüttelt aus den Regionen des Kurszettels, so schadet Das gar nicht. Ich denke, so wirds noch kommen. Ambulante Kurorte, Sommerfrischen auf dem Ozean.

Unser Wurmbrand rauscht weiter und weiter. Inzwischen sind links und rechts Gelände erschienen, von deren Höhen gewaltige Forts niederschauen. Wir fahren in den Hafen von Pola ein. Hier ist Alles großartig: die Befestigung, die Kriegsschiffe, die Arena. Die Stadt dehnt sich lieblich in die grüne Land-

schaft hinan. Alles ist auf Deck, um das Ein- und Aussteigen, Ab- und Aufladen zu beobachten. Im Schiff ist es still, als ob die Uhr stehen geblieben wäre. Aber ganz sacht schwankt der Boden. Das bringt für Augenblicke ein leichtes Unbehagen. Ein Geruch von Theer und faulen Fischen legt sich widerlich in den Nerv.

Nach halbstündigem Aufenthalt beginnt der Dampfer seinen weiteren Lauf. Zur Rechten die Insel Brioni, wo eine neue Ansiedelung im Entstehen ist, ein Kurort. Josef Stradner, der gründliche Kenner von Land und Leuten an der Adria, sagte mir einmal, daß diese Insel Brioni zu dem Allerschönsten gehört, was Istrien und Dalmatien aufzuweisen hat. Früher habe die Malaria diese Inseln unsicher gemacht, aber sie weiche vor der menschlichen Kultur rasch zurück und die schönen Eilande würden eine glänzende Zukunft haben. Von unserem Schiffe aus sahen wir nur den bewaldeten Streifen, dessen Höhen kaum über hundert Meter aus dem Meere hervorragen. Bald sind wir am Südkap von Istrien und jetzt gehts über den Quarnero ins hohe Meer, das sich nun auch links scheinbar ins Unermeßliche dehnt. Bei klarem Wetter wird man aus der Gegend von Abbazia herüber wohl den Monte Maggiore leuchten sehen; unser Himmel senkte in diesen Tagen fortwährend seine Schleier und schenkte uns die Stimmung einer Seefahrt über den Ozean. Und gerade diese Stimmung liebe ich. Im Salon werden die Geräthe unruhig; auch die Insassen. Ich lehne mich auf dem Deck an die Wand und schaue der rückwärtigen Schiffsspitze zu, die langsam mehrere Meter hoch auf- und niederwallt. Das Schiff stampft. Das Meer ist blau geworden und hebt sich wie eine schwere, dickflüssige Masse ab von der Himmelsglocke. Die Linie des Horizontes ringsum erscheint uns nicht in Form eines Kreises, etwa, als ob man mitten auf einer dunklen ungeheuren Scheibe stände, nein: sie zeigt sich wie ein schnurgrader Streifen, an dem gar nirgends eine Kurve zu erkennen ist; und doch zieht sie sich rund um uns. Jetzt wird das Element gierig. In langen und hohen Wellen springt es heran und immer wieder heran. Das Schiff durchschneidet diese rollenden Riegel, wird aber doch gehoben von jedem Wall. Draußen ringen unter sich die Wogen, prallen an einander, daß hoch die Gischten springen, Wuthschäume über ein rasendes Kämpfen, das keinen Zweck zu haben scheint. Nicht leicht ein bezeichnenderes Bild des ewigen zweck- und zielloſen Kampfes auf Erden, des Kampfes mit sich selbst, als das wilde Meer. Es ist, könnte man sagen, ein ethischer Kampf, ein Kampf ums Gleichgewicht. Aber in diesem inneren Widerstreit kommt ein Fremdes, ein winziger Körper, heran und erdreistet sich, mit scharfem Eisen die See zu durchschneiden. Darob neue Empörung der Wellen; einen Augenblick weichen sie vom Schiff zurück, um dann wie ein lebendiges Gebirge gegen Himmel zu springen, an die Schiffswand zu prallen und das Deck mit seinem Gischt zu bespeien. Aber Maschinenlärm und Menschenlaut erstickten in dem Tosen und Branden, im endlosen Schrei des Meeres über ein endloses Leid, das wir ahnen und nicht kennen. Ja: nun sind wir Dir anheimgegeben, Du erdumwallende Fluth, jetzt ist es Ernst, jetzt muß es sich weisen, ob der armsälige Menschenbau den Streit mit Dir besteht!

Auf dem Zwischendeck, über das ich hinblicke, ist allerlei Volk; sie torkeln und lachen, sie taumeln und halten sich an Brüstungen und Tauen fest. Sie

verschwinden, um der Noth zu gehorchen. Slavische Soldaten, die aus dem Böhmerlande nach dem Süden Oesterreichs versetzt wurden, singen in weichen, klagenden Tönen ein Lied von der Heiligen Maria. Darunter ein junger schöner Bursche, die blauen Augen voll Wasser, in diesen fremden, wilden, ungeheuren Elementen wohl gedenkend der fernen, fernen Heimath. Unter den Füßen der Leute ein scheckig Hündlein, das früher zum Ergötzen der Offiziere noch allerlei Künste getrieben hat, jetzt auf dem Boden kauernd, mit den Pranken sich an den Dielen festhaltend, mitunter winselnd und stöhnend. Und ringsum das hohle Tosen, das Heranspringen der Wellen bis an die Brüstung, wie nimmermüde Feinde, die eine Festung erstürmen wollen. Der Dampfer hebt und senkt sich vorn und hinten haushoch. „Santa Madonna!" ruft ein Matrose und taumelt an den Mast hin. Ich stand fest an die Wand gespreizt und sah es und empfand jenes unbeschreibliche Wohlbehagen, das an Wollust grenzt und das mich bei allen Stürmen zu erfassen pflegt. Nie und nirgends fühle ich mich geborgener als im Unwetter, weil mir nichts geschehen kann, weil ich gerade in solchen Momenten bereit und gerüstet bin, in die ewige, göttliche Einheit unterzutauchen.

Seit dem Leuchtthurm am Kap von Istrien hatte ich eine Möwe beobachtet, die in nimmermüdem Fluge, einmal auf und einmal nieder, unserem Schiffe folgte. Sie blieb nicht zurück und kam auch nie ganz nah; mit ihren langen, spitzen Flügeln segelte sie immerfort heran. Man sagte mir, daß die Matrosen solchen Vögeln Brosamen in die Luft streuten und daß die Thiere niederschössen, um die Leckerbissen aufzufangen. Jetzt freilich hatten die Männer nicht Zeit zu solchem Spiel; mit aller Kraft arbeiteten sie an Raaen, Tauen und Masten, um der drohenden Gewalt vorzubeugen. Mein junger Böhme umklammerte einen Pfahl, blickte betrübt auf das wilde, weißzackige Meer hinaus und sang mit im elegischen Liede; zu seinen Füßen kauerte der scheckige Hund und that, als wolle er seinen Kopf in die Dielen vergraben ... Ich wollte nun einmal den vorderen Schiffstheil betreten. Die Bordbrüstung als Handhabe: so wollte ich vordringen, da goßen mir die Gischten ins Gesicht und meine Stirn schlug an den Balken. Es war aber kein Balken, sondern der Wind, der mir mit harter Gewalt ans Haupt schlug und Alles, was sich an diese Deckseite gewagt hatte, zu Boden fegte. Der Steuermann hoch oben stand in seiner Glaslaterne, drehte die Balken des Rades und spähte hinaus auf die dunkle Fluth, auf das Gewoge mit den weißen Riffen. Und der stampfende Dampfer nahm durch die Wasserwildniß seinen schnurgraden Lauf. Als ich wieder meinen geschützten Platz aufsuche, höre ich rufen: „Er hat sich ins Wasser gestürzt!" Alles schaut über Bord, ins Wirbeln der Wellen. Ein Mann über Bord? Nein: „Der Hund, der scheckige Hund hat sich hinabgestürzt!" Eine Frau wollte es gesehen haben. Ein Offizier hatte das Thier für einen Freund in Zara mitgenommen. „Er ringt noch", sagten wir; dann, nach fünf Minuten: „Jetzt sinkt er und die Seethiere halten ein Mahl." Wir wissen nicht, ob es ein Selbstmord war oder ob der Hund in einem Moment des Vergessens über das Geländer gesprungen ist.

Schon waren langgestreckte, theils gebirgige Inseln aufgetaucht, links Lussin, Asinello, Selve, rechts Sarsago, Premuda, Melada. Da beruhigten sich die Wasser mählich. Das Auf- und Niederschnappen des Schiffes ging in ein sanfteres Wallen über. Durch westliches Gewölk blinkte die Sonne, und bevor sie ge-

brochen ins Meer sank, röthete sie noch die Küste und die Wellen. Aber wo war mein Sohn Hans? Der lag in der Kabine zusammengekauert, nun im Halbschlummer. Es sei schon besser, sagte er. Während ich auf schwankendem Sofa neben ihm saß, da kams, als wäre ich auf einer Schaukel. Es drehte sich der Kasten quer nieder, aber statt zu fallen, kam er immer wieder hinten nach. Ein Hitzen ging mir durch den Körper; auf der Stirn kalte Tropfen. Das kreisende Rad im Kopf mußte eine Transmission haben mit dem Magen. Es hebt an, — und noch fünfzehn Stunden bis ans Ziel! Es hebt nicht an, rief ich, sprang empor, taumelte aufs Deck und stand wieder an meine Wand gelehnt. Ein Frösteln durch den Körper; dann wars gut. Das Meer war immer dunkler geworden, eine schwarzblaue Fläche, wie ein in den Himmel gespanntes Tuch. Ein Landmensch, der nie Meer gesehen, würde bestreiten, daß es Wasser ist. So war es Abend geworden; immer rauschte das Schiff dahin in den Einsamkeiten. Kein Fahrzeug begegnete uns, nur manchmal tauchte ein Leuchtfeuer warnend vor Klippen oder Untiefen auf. Nach zehnstündiger Fahrt vor uns die Lichter von Zara.

Als der Dampfer den Hafen der dalmatinischen Hauptstadt verlassen hatte, versammelte man sich zum Nachtmahl. Die von kurzer Seekrankheit Erstandenen waren doppelt lustig, wie ja jeder Herschwung seinen Hinschwung hat. Der rothe dalmatiner Wein war der Stimmung auch nicht abträglich; und so sind wir in unsere Kabine etwas spät zurückgekommen. Mein Genosse schlief nach drei Minuten fest. Ich verbrachte die Nacht im Halbschlummer; immer hatte ich das dumpfe Brausen des Wassers im Ohr und manchmal auch das abscheuliche Rasseln einer Kette, die über der Kabine ihr Unwesen trieb; sie ist gewiß für das Schiff sehr nothwendig, für ein Schlafgemach aber höchst überflüssig. Der kurze, krumme Pfiff unseres „Wurmbrand", das Stillstehen der Maschine zeigt um Mitternacht den Hafen von Spalata an. Im Kanal von Brazza schlugen durch die Fensterluken grelle Blitze herein, über den Bergen der nahen Küste stand ein Gewitter. Bald darauf begann das Schiff, zu rollen, die hohe See schlägt in die Flanke und schaukelt das Fahrzeug von Seite zu Seite wie eine Wiege. Ich glitt im Bett von Wand zu Kant' und von Kant' zu Wand; Alles, was an den Nägeln hing, hub zu klappen an, die Wogen brausten in schweren Stößen, die Maschine keuchte in harter Arbeit, allein trotz diesem Wiegen und Wiegengesang schlief ich nicht ein. Es grauten die Fenster, es hellte der Tag, es brausten die Wasser fort und immerfort, im Kopf begann das Rad wieder zu kreisen, mit der Magentransmission. Rasch ging ich auf Deck. Der Dampfer fuhr zwischen den Inseln Sabbioncello, Curzola und Melada. Wildes Buschgebiet oder karstiges Gebirge, ohne Ortschaft, ohne Menschenwohnung; Stunden lang kein Fahrzeug. Urödе in diesem paradiesischen Himmelsstrich. Endlich rückt die Küste links näher; wir erblicken spitze Vorberge mit senkrecht ins Meer stürzenden Wänden, wir sehen in tiefe Buchten hinein, hoch im Gebirge kleben Dörfer in südlicher Bauart. Tropische Vegetation. Weiter hinauf karstig kahl und wüst.

Nach fast vierundzwanzigstündiger Fahrt legte das Schiff in Gravosa an. Das ist der Hafen von Ragusa. Wir stiegen aus, während der „Wurmbrand" weiter fuhr bis Cattaro, um am Abend wieder von dort zurückzukommen und uns mit heimwärts zu nehmen.

Ragusa! Die wenigen Stunden dort sind mir unvergeßlich. Einen so ab-

sonderlichen Ort hatte ich bisher noch nicht gesehen. Doch beschreiben will ich nichts, nur ein paar Kennzeichen markiren. Die Axe des Fremden ist das neue Hotel Imperial, dessen Errichtung besonders dem energischen Bemühen des Lloyd-Präsidenten Freiherrn von Kalchberg zu verdanken ist, der mit diesem Hotel den Reisenden eine wahre Wohlthat erwiesen hat und täglich erweist. Die Herbergen der alten Stadt mögen ethnographisch interessanter sein als dieser moderne Gasthof mit seiner zwar einfachen, aber vornehmen Eleganz: so behaglich und heimlich sind sie gewiß nicht. Auf den ersten Blick meint man, das Hotel in der nördlichen Vorstadt, etwas dem Meere entrückt, stehe nicht auf dem richtigen Platz. Man betrete nur erst die Terrasse, die hoch oben den Bau umgiebt. Von da aus ein Bild zum Jauchzen oder zum andächtigen Schweigen. Dort am Berge lehnt Ragusa, die alte viereckige Stadt, über deren röthliche Festungmauern und gewaltige runde Thürme man hinein sieht auf ihre Dächer und Kuppeln. Sie ruht in dieser Ummauerung wie in einem Korbe zwischen dem Berghang und den Felsriesen am Strande Draußen leuchtet das Meer. Worte machen nichts, Bilder machen Etwas, Selbersehen macht Alles. Die Terrasse des Hotels wird noch einen europäischen Ruf bekommen. Wenn wir nun erst auf den Berg steigen, zwischen Cypressen, Pinien, Kakteen, Palmen und Orangenbäumen hinan zur Blasius-Kapelle! Es ist ein völlig tropisches Bild; aber man wundert sich über nichts mehr. Es ist so einheitlich, so selbstverständlich; man ist einfach durchdrungen von dieser Natur und selbst ein Südländer geworden. Ich bin einmal auf ähnlichem Aussichtpunkt gestanden, zu Calmaldoli bei Neapel, aber malerischer noch ist dieser. Statt des Vesuvs die steilen hohen Berge, an denen sich weiße Straßen hinüberschwängeln in die Herzegowina, die hinter dem Gebirgskamm liegt, nach Montenegro, dessen schwarze Berge in einzelnen Spitzen herüberragen. Und zunächst steigt der karstige Monte Sergio auf mit dem malerischen Fort Imperial, das die Franzosen erbauten, die unter Napoleon das Gebiet besetzt hatten. Wie eine weiße Krone ragt diese Festung über Ragusa. Dann zieht sich die Küste mit dem steilen Bergzug südostwärts; in der Ferne die blauen Höhen der Bucht von Cattaro, die den Vierwaldstädtersee des Südens in sich birgt. Gegenüber der Stadt Ragusa, ganz nah, liegt die Insel Cramona. Die Sage geht, Richard Löwenherz habe sich auf der Kreuzfahrt verirrt in diesen Gewässern und gelobt, dort, wo er Fuß fassen könne, Kirche und Kloster zu bauen. Das ist geschehen. In neuer Zeit hatte der unglückliche Erzherzog Max, der spätere Kaiser von Mexiko, die Insel erworben, dann war sie in den Händen der unglücklichen Kaiserin Sophie gewesen, endlich war sie in den Besitz des unglücklichen Kronprinzen Rudolf gekommen. Eine Welt von Leid liegt über diesem kleinen, paradiesischen Eilande; der Kaiser von Oesterreich hat es den Dominikanern geschenkt, daß sie beten . . . Von diesem Schatten fliegt unser berauschter Blick hinaus über das Adriatische Meer im Sonnensilber. Ungern steigen wir herab von der bezaubernden Höhe der Blasius-Kapelle; aber endlich müssen wir doch einen Blick in die Stadt werfen. Wo sind wir denn? In Oesterreich? Nicht in Asien? Die Stadt mit ihren rostbraunen Quadernbauten und flachen Dächern, mit ihren engen, vielfach berganſteigenden Gassen hat ein orientalisches Aussehen und sie ist von Türken bewohnt. Frauen mit reichgestickten Blousen und weiten Hosen, Männer in Turban oder Fez, mit

Waffen im rothen Wollengürtel, mit kurzen Jacken und weiten Kniehosen. Und wenn man fragt, welchem Volk sie angehörten, den Osmanen, den Slaven, den Romanen, so sagen sie stolz, aber nicht in deutscher Sprache, sie seien Ragusaner. Sie träumen noch von der Republik Ragusa, die im Mittelalter eine hohe Herrlichkeit gewesen ist. Was sagen sie zu den Fremden, die herbeikommen, von Jahr zu Jahr reichlicher? „Die bringen Geld her und nehmen unsere Seelen mit.“ Im Hafen zu Gravosa wird der Bahnhof gebaut. In kurzer Zeit wird man von Berlin und Wien über Bosnien und die Herzegowina auf der Eisenbahn nach Ragusa fahren und auf der See zurück; dann wird in dieser ehrwürdigen Stadt der Turban sacht dem Cylinder Platz machen, — und das Land ist gerettet. In der Gegend giebt es zwar lange schon Banditen, aber die Kulturagenten werden höflicher sein und das Volk um so sicherer unterkriegen. Na, da hilft Alles nichts. Mir ists doch lieber im Hotel Imperial als in einem alten Albergo der morgenländischen Seestädt.

Ragusa ist in der Tageszeit den Triestern um eine halbe Stunde voraus. In der sonnigen Ferne dort steht schon das Pünktchen „Wurmbrand“; er kommt aus Cattaro zurück. Also keine Zeit mehr zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten und Schönheiten, an denen die Stadt und Umgebung so reich ist. Meinem Sohn Hans aber kann ichs nicht verdenken, wenn er einige Tage bleiben will. Die Osterferien sind ja da, die Matura steht bevor: da heißts, frische Kraft schöpfen. Schöpfe sie Dir in den balsamischen Lüften an der Küste des Adriatischen Meeres im leuchtenden Ragusa!

Und ich habe sie nach wenigen Stunden verlassen, die Perle des Adriatischen Meeres. Und der brave Dampfer hat mich wieder unter seine Hut genommen. Auf der Rückfahrt unendlicher Regen. Es ist nur noch des Waldbauernbuben Seefestigkeit zu vermelden. Zum Abendbrot versammelte sich eine muntere Gesellschaft von Damen, Offizieren und Kaufleuten. In heiterem Gespräch erzählten sie Reiseerlebnisse und rühmten sich mit lauter Stimmr ihrer Immunität. Als jedoch in der Nähe der Insel Brazza das Schiff zu stampfen anhub, da wollte der Oberlieutenant doch einmal nachsehen gehen, ob es noch regne. Von den Damen hatte manche Etwas in der Kabine vergessen, andere fanden, daß man so interessante Fahrten nicht im Salon versitzen soll, — kurz: als es so weit kam, daß Messer und Gabel von den Tellern rollten und die Teller vom Tisch, und als die Trinkgläser hinabflogen auf den bunten Fußteppich, da saßen wir zwischen den hin- und herstürzenden, Sachen rettenden Aufwärtern allein bei Tische, der Kapitän und ich. Das war noch zu verbuchen. Wenns einmal auf die Berge nicht mehr gehen will, steht mir der Weg noch offen über die Meere. Und wenn ich auf weiter Fahrt wieder einmal nach Ragusa komme, will ich mich nicht blos acht Stunden dort aufhalten, sondern mindestens einen ganzen Tag. Dann aber, nach so anhaltenden und gründlichen Studien, schreibe ich sofort ein großes Werk über die Perle des Adriatischen Meeres.

Graz. Peter Rosegger.

Selbstanzeigen.

Gefesselte Kunst. Berlin 1901. Verlag von Hermann Walther (Friedrich Bechly). Preis 2 Mark.

Nur einzelne der hier veröffentlichten Aufsätze stehen — noch dazu meist indirekt — mit den Kämpfen um die Lex Heinze in Verbindung. Aber sie sind zum Theil aus ihnen hervorgegangen, gleichsam als eine Art Anti-Polemik gegen die Auffassung Derer, die vorgeblich die Kunst vertheidigen, aber in Wirklichkeit ihre gefährlichsten Feinde sind. Die deutsche Kunst braucht gar keine Lex Heinze mehr, höchstens das Bücher-, Bilder- und Theatergeschäft; sie ist auch so ohnmächtig genug. Die neun Arbeiten dieses Buches, wiewohl sie unabhängig von einander und auch zu verschiedenen Zeiten entstanden sind (beinahe ein Jahrzehnt umspannt sie), bilden gleichwohl ein Ganzes, haben sich gewissermaßen zu einem Ganzen zusammengewachsen oder doch zusammengruppirt. Sie beschreiben so ungefähr das Kapitel: Unfreiheit der modernen Kunst, Knechtung der deutschen Kunst; und die einzelnen Abhandlungen haben je eine ihrer Fesseln zum besonderen Gegenstande der Untersuchung: das Publikum, die Institutionen, die wirthschaftlichen Verhältnisse, Presse, Beruf, gesellschaftliche Stellung, Moral und Aesthetik, die aber alle zusammengeschmiedet sind durch die dickste Fessel: die unerträgliche Philistrosität der modernen Gesellschaft. Seit die Politik, nicht der große Kampf um die Befreiung des äußeren und inneren Menschen, sondern die Kannegießerei am Biertisch, das Parteigezänk, Neid und Krämergeist, das Interesse für die großen Fragen der Menschheit verdrängt hat, zu denen immer noch in erster Reihe die Kunst gehört, und seit eine einseitige und bornirte Geschichtauffassung die Lehre verbreitet, die Straßenreiniger seien es eigentlich gewesen, die die Weltgeschichte gemacht haben, seitdem ist Europa, ist namentlich Deutschland in ständigem Rückgange begriffen. Denn seit jener Zeit scheint die Welt alle Organe für die großen Fragen verloren zu haben. Nur in diesen klassischen Zeiten des Stumpfsinns kann ein großer Kampf um die paar elenden Rechte entstehen, die man der Kunst noch als Bettelpfennige läßt. Einem Volk, dem die Frühjahrstoilette einer Prinzessin wichtiger geworden ist als das größte Kunstwerk, das den Sportschampion höher schätzt und leidenschaftlicher verehrt als den Künstler, einem Volk endlich, das, obwohl es sich herzlich wenig um seine Rechte und Freiheiten kümmert und indifferent ist, wenn es sie vertheidigen soll, dennoch unendliche Wichtigkeit der Frage beilegt, wie der gerade ernannte Minister heißt, welche Orden er hat, was seine Frau Gemahlin für eine Geborene ist, — einem solchen Volk kann am Ende eine Lex Heinze auch nichts mehr anhaben. Thatsächlich aber ist es sehr viel wichtiger, was in den höheren Kulturregionen der Kunst und Wissenschaft vorgeht, als das Gehen und Kommen von sechs Dutzend Ministern und die jeweilige Beschaffenheit des Reichstages, der längst aufgehört hat, irgend welche Bedeutung zu haben. Wie ganze Parteien nicht einen Mann aufwiegen, so ganze Zeitgeschichten nicht ein Kunstwerk. Das weiß man, scheint es, heute überall eher als in Deutschland, wo fast nie Künstler und Schriftsteller eine Rolle spielten wie ein Tolstoi in Rußland, ein Zola in Frankreich,

ein Ibsen und Björnson in Norwegen. Bei uns glaubt man schon, sehr liberal zu sein, wenn man dem Künstler das Recht läßt, frei zu verhungern. Man hat andere Götter, denen man sich beugt, vor denen man sich im Staube windet, denen man folgt. Nicht einmal die historischen Größen des Geistes verehrt man bei uns. Man thut wohl so, aber man schämt sich ja nicht vor ihnen ... Mein Buch verfolgt, wie Alles, was ich schreibe, die Tendenz, gegen die Schmach der Sklaverei, die unserer Zeit tief in die Stirn ihr Mal gebrannt hat, die Geister zu entfesseln und Andere zu ermuthigen, Desgleichen zu thun.

Leo Berg.

Meer und Küste, Internationale Zeitschrift für die Interessen der See- und Küstenbevölkerung, Schiffahrt, Reise- und Fremdenverkehr, Hebung der Seebäder u. s. w. Unter Mitwirkung von Fachleuten herausgegeben von Erwin Volckmann, Rostock. Verlag von C. J. E. Volckmann. Jährlich 18 Nummern. Preis jährlich 5 Mark.

Nicht Flottenpropaganda oder moderne Wasserekstase waren Beweggründe zur Herausgabe dieser Zeitschrift, sondern das Fehlen eines Organs, das die Gesammtinteressen der See- und Küstenbevölkerung sachlich und unparteiisch vertritt, das, frei von byzantinischen Anwandlungen, sich bestrebt, einen innigeren Zusammenhang zwischen Binnenland und Meeresstrand zu schaffen und Verständniß und Liebe zu See und Küste auch in jene Schichten zu tragen, die bisher Allem, was auf oder an den Länder verbindenden Meeren vorgeht, fremd oder theilnahmelos gegenüberstehen. Als ein selbständiges Organ wendet sich die Zeitschrift — ohne Ansehung der Nationalität — an Alle, die an den praktischen, wirthschaftlichen und sozialen Lebensfragen der See- und Küstenbevölkerung interessirt sind, und hofft, Freunde und Mitarbeiter überall zu finden, wo sich gesunder Sinn und Urtheilskraft unverkümmert erhalten haben.

Rostock. Erwin Volckmann.

Wurzeln, eine Jugend in Gedichten. Schuster & Loeffler, Berlin, 1900.

Statt jeder Vorrede:

Mein Leben krankt an meiner Lebenssehnsucht
Und meine Sehnsucht stirbt an ihrer Qual,
Denn jede Qual ist ihre eigne Wollust
Und jede Wollust wird ein Mörderstahl:

Sie hat den Grund mir grausam aufgerissen —
Mich schaudert nicht, was dort gebettet ist,
Ich will den ganzen Mutterboden wissen,
An den mein Lebensbaum gekettet ist:
Da liegen zuckend seine feinsten Enden
Und bluten aus und meine Wollust wühlt
Durch all den Gram mit sterbenswelken Händen —

Bis purpurfrisches Blut die Fasern spült.
Dann will ich erst mein Späherauge heben,
Wenn alle Wurzeln nach Befreiung beben,
Wenn sich das Wirrsal in einander renkt;
Den Wurzelast, der sich zum Tiefsten senkt,
Den zieh ich groß: der will, der muß zum Leben!

Amberg. Josef Schanderl.

Studien zur Alkoholfrage. Erstes Heft: Das gothenburgische System in Schweden, 32 S. Zweites Heft: Das staatliche Verbot des Getränkehandels in Amerika, 40 S. Weimar, W. Bodes Verlag 1901.

Mit der wissenschaftlichen Betrachtung der Alkoholfrage sieht es in Deutschland noch arg aus; nur in den medizinischen Fakultäten studirt man die Wirkungen der Getränke eifrig, sonst leisten die Gelehrten als solche, also als vorurtheillose Sucher von Wahrheiten, auf diesem Gebiet sehr wenig. Um so eifriger sind die Männer am Werk, die eine gewisse Anschauung von der Bekämpfung des Alkoholismus angenommen haben und nun die Richtigkeit ihrer Anschauung nach allen Seiten schneidig vertreten. Wir haben in unserem an Vereinen so reichen Lande noch nicht einmal eine Organisation zum Studium der Alkoholfrage, wir bleiben auf diesem Felde hinter England, den Vereinigten Staaten und Rußland zurück. In dem vorliegenden Unternehmen bemühe ich mich nun, nachdem ich selbst viele populäre und zum Theil agitatorische Schriften über den Alkohol geschrieben habe, die einzelnen Kapitel der weitschichtigen Frage wissenschaftlich darzustellen.

Weimar. Dr. Wilhelm Bode.

Zollsorgen.

In England scheinen sich wunderbare Dinge vorzubereiten. Mit geheimnißvollen Umschreibungen kündet der Schatzkanzler sein Budget an und man darf sich daher nicht wundern, daß in London alle möglichen Gerüchte über die Deckung des ungeheuren englischen Geldbedarfs umgehen. Mit kurzen Worten: es sieht so aus, als ob England zum Schutzzoll umkehren wolle.

Diese Aussicht wird auf unsere kontinentalen Philister wie ein Donnerschlag wirken. Es schlief sich doch gar zu schön bei dem Gedanken, daß jenseits des Kanals dem Freihandel ein Bollwerk aufgerichtet sei, und nichts war bequemer, als zur Vertheidigung der orthodoxen Manchesterlehre auf das wirthschaftliche Gedeihen des britischen Reiches zu verweisen.

Das soll nun anders werden, obwohl die Philister einstweilen noch ungläubig lächelnd auf die so sonderbare Form deuten, in der uns die Nachricht von jener Umkehr zuerst übermittelt wurde. Der Korrespondent eines Börsenblattes meldete in einem Stimmungbericht aus der City, daß man dort allgemein protektionistische Maßnahmen erwarte. In erster Linie sollte ein Exportzoll auf Kohlen und ein Getreidezoll eingeführt werden.

Nun wäre ein Kohlenexportzoll gar nicht so unvernünftig und seine Einführung liegt, wie es scheint, durchaus in dem Bereich der Möglichkeit. Allein das Märchen vom Getreidezoll stempelt den ganzen Bericht jenes Zeitungschreibers zum Wahnwitz. Ein Volk, das, wie das englische, nach langen heftigen Kämpfen das System der Getreidezölle niedergerungen hat, wird nie zu ihm zurückkehren. Selbst der Einführung ganz niedriger Finanzzölle auf Brot würde man widerstreben, um kein Präjudiz zu schaffen. Aber davon abgesehen, ist es unsinnig, anzunehmen, daß gerade im jetzigen Augenblick das Ministerium Chamberlain wagen würde, einen Getreidezoll in Vorschlag zu bringen, da die Deckung der durch den Transvaalkrieg verursachten Kosten durch einen die Nahrung der Aermsten vertheuernden Zoll das Ministerium höchst unpopulär machen würde. Deshalb hat der Philister Recht, wenn er über jene londoner Schwindelmär lächelt.

Aber ich möchte dem deutschen Freihandelsphilister doch nicht rathen, sich zum Weiterschlafen ruhig wieder auf die andere Seite zu legen. Denn daß in England die Tage des absoluten Freihandels gezählt sind, scheint sicher. Ich will damit nicht sagen, daß wir nun wirklich schon morgen oder übermorgen vor englischen Zollschranken stehen werden, aber der Geist der Zeit ist starren volkswirthschaftlichen Prinzipien nicht günstig. Denn mehr und mehr verbreitet sich die Erkenntniß, daß Zollfragen nicht dogmatisch zu behandeln seien, daß vielmehr der vernünftige Zollpolitiker eklektisch verfahren müsse. „Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt"; es kann kein Staat dauernd freihändlerisch bleiben, wenn die Welt um ihn herum in Zollwaffen starrt. Diese Erkenntniß gewinnt in England täglich an Boden, wenn auch die Diskussion über solche Fragen noch sonderbare Blüthen treibt. Wer die angstvollen Auslassungen der englischen Industriepresse — und welche englische Zeitung gehörte nicht zu ihr? — über die drohende amerikanische Gefahr verfolgt, stößt Schritt vor Schritt auf den Ruf nach Zollschutz. Der kühle Sinn der leitenden Köpfe wird sich nun zwar vor thörichten Experimenten nach dieser Richtung vermuthlich hüten, aber ganz unverkennbar lassen die wirthschaftlichen Bestrebungen Englands in den letzten Jahren eine tiefgehende Veränderung in den Anschauungen, einen bis in Einzelheiten hinab fein ausgesponnenen Plan für das politische Handeln erkennen. Der Plan zu einem Greater Britain beruht lediglich auf diesen veränderten Anschauungen. Auch für England führt die Logik der Thatsachen mehr und mehr die Nothwendigkeit herbei, nicht länger Gewehr bei Fuß den ausländischen Raubhändlern die Beute zu lassen. Freilich sind die englischen Wirthschaftpolitiker klüger als die kontinentalen Parlamentarier. Sie wissen, daß man ungestraft sich nicht durch Zölle abschließen darf, und erkennen sehr genau, daß Amerikas Zollautokratie nur möglich ist, weil die Amerikaner über ein geschlossenes Wirthschaftgebiet verfügen. Auch bleibt ihnen nicht verborgen, daß England sich nicht abschließen darf, weil die Ernährung seiner Bürger von der Lebensmitteleinfuhr

abhängt. Aber das Mutterland mit seinen Kolonien ist ein geschlossenes Wirthschaftgebiet dar, in dessen Grenzen jedes zollpolitische Experiment Erfolg verspricht. Und wenn, wie es scheint, die handelspolitischen Verhandlungen zwischen London und den verschiedenen Kolonialreichen augenblicklich ins Stocken gerathen oder gar abgebrochen sind, so handelt es sich sicherlich nur um eine Ruhepause. Die Wiederaufnahme dieser Verhandlungen ist für England einfach unabweisbar. „Greater Britain" ist schon deshalb nothwendig, um England wirthschaftlich gegen die Nachbarn zu schützen; es scheint mir aber auch politisch durchaus nothwendig. Denn nichts kettet Staaten wie Einzelne so an einander wie gemeinsame Geschäftsinteressen; und darum kann England die Unabhängigkeitbestrebungen, die augenblicklich stärker als je zuvor in den einzelnen Kolonien sich geltend machen, gar nicht wirksamer bekämpfen als durch den wirthschaftlichen Zusammenschluß des vielgliedrigen Kolonialreichs. Diese politischen Rücksichten, die in die Frage mit hineinspielen, werden das Entstehen des gewaltigen Wirthschaftbundes noch ein Wenig hinausschieben, da die mißtrauischen kolonialen Parlamente zu glauben scheinen, durch die Aufgabe ihrer unumschränkten Wirthschaftgewalt möglicher Weise auch ihre politische Selbständigkeit zu verlieren; aber auf die Dauer vermag nichts das Gelingen des großen Planes zu hindern.

Englands Abkehr vom unbedingten Freihandel ist nichts Willkürliches: sie ist ein Symptom der Zeitströmung. Diese drängt unwiderstehlich, worauf ich in diesen Blättern schon wiederholt hingewiesen habe, zur Bildung geschlossener Wirthschaftstaaten. Eine moderne Zolltheorie, wenn man sie überhaupt schaffen will, wird an die Lehren Friedrichs List anknüpfen müssen, der, ohne ein fanatischer Schutzzöllner zu sein, mit Recht den Freihandel nur innerhalb großer wirthschaftlicher Verbände gelten ließ, diese Verbände aber nach außen durch Zölle schützen wollte. List, der von den Freihandelsaposteln früher Verlachte, hat sich als Propheten erwiesen. Die Monroedoktrin ist, in ihrer ökonomischen Anwendung, nichts weiter als die Rezeption listischer Ideen in Amerika. Ist auch das jetzige Schutzzollsystem der Vereinigten Staaten als Auswuchs verbissener Zollpraktiken aufzufassen: die Hoffnung, die amerikanischen Schutzzölle je wieder ganz verschwinden zu sehen, lasse man bei uns nur getrost fahren. Amerika wird, selbst wenn es durch die Einführung einer Einkommensteuer in den Stand gesetzt wird, Zolleinnahmen in Zukunft völlig entbehren zu können, zum Freihandel nicht mehr zurückkehren. Ermäßigungen der jetzigen übertrieben hohen Sätze werden eintreten, doch das Prinzip wird für die nächsten Jahrzehnte unangetastet bleiben.

Diese Wandlung der Zollanschauungen, die sich augenblicklich von Amerika nach England hinüberzieht, muß auf unsere deutschen Verhältnisse zurückwirken. Dem starken amerikanischen Wirthschaftbund und dem Größer-Britannien wird auch Europa einen starken Zollkörper gegenüberstellen müssen. In dieser Richtung haben sich für die nächsten Jahre unsere wirthschaftlichen Bestrebungen zu bewegen. Und deshalb muß gerade, wer die verbohrte ostelbische Zollpolitik in Deutschland bekämpfen will, sich hüten, ihr nur unfruchtbare Freihandelsphrasen gegenüberzustellen. Wie wir einst für ein von Zollschranken nicht zerrissenes Deutschland unerbittlich kämpften, gilt es jetzt, die Zollmauern einzureißen, die Deutschland von seinen nächsten Nachbarn trennen. Holland und Oesterreich sind unsere natürlichen Zollgenossen, ihre Angliederung an Deutschland muß der erste Schritt

zu einer europäischen Zollunion sein. Es wäre vermessen, heute schon sagen zu wollen, ob der Weg zu einer großdeutschen, mitteleuropäischen, westeuropäischen oder europäischen Zollunion führt. Das Ziel können wir getrost der Zukunft überlassen, aber über die Richtung müssen wir uns heute schon klar sein. Plutus.

Notizbuch.

Dem Reichskanzler wurde im vorigen Heft gerathen, sich bis zum Herbst ausschließlich mit preußischen Angelegenheiten zu beschäftigen und besonders dem bedrängten Osten der Monarchie seine Fürsorge zuzuwenden. Wie eine Antwort auf diesen unerbetenen Rath klang, was zwei Tage später die Offiziösen von sich gaben. „Der bedenkliche Rückgang des deutschen Volksthums in den Ostmarken bilde fortgesetzt den Gegenstand ernstester Sorge der leitenden Kreise". Der Oberpräsident der Provinz Posen sei vom Kanzler empfangen worden. Der Oberpräsident der Provinz Westpreußen werde auch der Durchreise mit dem Minister des Innern eine Besprechung haben. Deutsche Vereinshäuser sollen gegründet, ein paar Städte mit Garnisonen belegt werden. „Das besondere Interesse, das der Ministerpräsident den schwierigen Verhältnissen der Landestheile mit polnischer Bevölkerung zuwendet, wird hoffentlich dazu beitragen, daß diese und andere Fragen bald in deutsch-nationalem Sinn gelöst werden. Das klingt sehr schön und verräth ein beträchtliches Selbstgefühl. Nur sollte man nicht vergessen, daß Fragen nicht gelöst, sondern beantwortet werden. Und nach den offiziösen Andeutungen sieht es nicht so aus, als wüßte Graf Bülow schon, in welcher Richtung den drängenden Fragen die Antwort zu suchen ist. Vereinshäuser, Garnisonen, Bibliotheken, Theater: ganz gut; es kann nicht schaden, wenn die löbliche Regirung, die für China und andere Luxusartikel ja immer Geld hat, für diese Zwecke mal gehörig den Beutel aufthut. Die wichtigste Arbeit aber ist auf einem anderen Gebiet zu leisten. Mit einer Molestirung der Polen wird gar nichts, mit bureaukratisch militärischen Maßregeln wenig erreicht. Eine Polengefahr giebt es in dem Augenblick nicht mehr, wo die Deutschen wirthschaftlich die Stärkeren sind. Das niedrige Niveau ostdeutscher Lebenshaltung muß erhöht werden. Oestlich von der Elbe leben selbst die verhaßten Junker so, wie kein besserer berliner Kaufmann es ertragen würde; die paar Flaschen Sekt thun es allein doch nicht. Höhere Getreidepreise können nützen; aber wir sind schon viel zu weit in die Exportpolitik hineingerathen, als daß es noch möglich wäre, den Ackerbau zur dauernden Basis des Wohlstandes zu machen. Dem Osten kann nur eine Industrialisirung großen Stils helfen. Das haben in Danzig, Königsberg, Posen gescheite Leute längst erkannt; nur können sie die Millionen nicht aus der Erde stampfen, einstweilen auch das gouvernementale Vorurtheil leider nicht überwinden. Die Regirung scheint noch immer zu glauben, der Industrie gehöre der Westen, der Osten möge Bodenfrüchte und Soldaten liefern und geduldig warten, bis ein berliner Genie die Fragen „in deutsch-nationalem Sinn löst". Die Geduld geht den geplagten Deutschen nachgerade aber aus und sie suchen, sobald sie irgend können, aus der östlichen Wüste fortzukommen. Eine kluge Regirung sollte sich zur Regel machen: kein Auftrag, der im Osten ausgeführt werden kann,

darf in den Westen vergeben werden. Westfalen und das Rheinland haben Arbeit und Verdienst genug und sind durch die Privilegien ihrer Lage und durch die ältere Industriekultur ausreichend geschützt. Auch sollten die „leitenden Kreise" Kapitalisten ermuntern, ihr Geld in den preußischen Osten zu tragen, der als Anlageplatz so sicher wie der asiatische am Ende noch ist. Die Bankleute werden aber fern bleiben, wenn sie nicht sicher sind, daß die Regirung die entstehende Industrie Ostelbiens systematisch mit Aufträgen unterstützt. Graf Bülow sollte sich die „schwierigen Verhältnisse" selbst ansehen oder mindestens außer den Beamten auch Industrielle und Kaufleute hören. In kurzen Ministerialkonferenzen wird nichts Ernsthaftes zu erreichen sein. Und die Sache hat Eile. Scheitern die ersten Versuche, den Ostprovinzen neue Einnahmequellen aufzugraben, an der Unzulänglichkeit des altmodischen Verwaltungapparates, dann werden sie zum zweiten Mal in absehbarer Zeit nicht unternommen werden und damit ist, mag man die Polen noch so sehr ärgern, der Osten dem deutschen Volksthum verloren.

* * *

Ich erhielt den folgenden Brief:

„Der Artikel über die Aktiengesellschaft für Montanindustrie ist, so weit er uns betrifft, nach jeder Richtung hin unzutreffend; wir haben weder an der Gründung dieser Gesellschaft theilgenommen noch sind wir in deren Verwaltung vertreten oder vertreten gewesen. Wir sind auch sonst in keiner Weise an diesem Institut betheiligt und haben keinerlei Transaktionen irgend welcher Art, wie Sie solche in dem Artikel kennzeichnen, vorgenommen. Wir ersuchen Sie, gefälligst die Angaben des Artikels ‚Sammelgründungen' Dem entsprechend berichtigen zu wollen.

Hochachtungvoll

Direktion der Nationalbank für Deutschland."

Dem Verfasser des Artikels wird Gelegenheit zur Gegenäußerung gegeben werden, um seinen Standpunkt zu vertreten.

* * *

Tolstoi ist vom Heiligen Synod exkommunizirt worden. So würden die Römer die Sache nennen; die slavischen Katholiken haben keinen besonderen Namen dafür. Tolstoi lacht; und Europa scheint über die Brutalität der russischen Kirche empört. Mit Recht? Der große Anarchist von Jasnaja Poljana hat seit Jahren Alles verhöhnt, was dem russischen Islam heilig ist, und zur Vernichtung aller staatlich geschützten Institutionen aufgefordert, — zur Vernichtung durch passiven Widerstand freilich, nicht durch Gewalt. Wer ihm gehorcht, muß den Popen verachten, die Kirche wie eine Unzuchtstätte meiden, den Waffendienst weigern, das Friedensmanifest des Zaren für eine Heuchlerposse halten. Die Schriften, in denen der geniale Epiker Solches sagt, läßt er zwar im Auslande drucken, wirft sie aber zu billigem Preis unter das kritiklose Volk. Was sollten die Mächtigen schließlich machen? Tolstois Wunsch, in hohem Greisenalter noch der erste Märtyrer seiner Lehre zu werden, wollten sie nicht erfüllen. Und sahen sie ruhig zu, dann glaubte am Ende die Menge, der Graf stehe unter amtlichem Schutz. So haben sie ihn aus der Kirche gestoßen, die er haßt und längst freiwillig verlassen hat. Ihm schadets nicht und der Schein ist gewahrt. Die guten Menschen, die sich darob entrüsten, sollten überlegen, ob ein Mann, der gegen unsere Institutionen halb so heftig gesprochen hätte wie Tolstoi gegen die des Zarenreiches, auf so gelinde Behandlung rechnen dürfte.

* * *

Berlin ist die Hauptstadt des Deutschen Reiches, eine sehr wohlhabende, mit Treibhausgeschwindigkeit aufblühende Stadt. In dieser Stadt ist der Posten eines zweiten Bürgermeisters zu besetzen. Ein gut bezahlter Posten, dessen Inhaber zwar nicht selbständig, sondern der erste Gehilfe des Oberbürgermeisters ist, aber an großen sozialen und kommunalen Aufgaben seine Kraft erproben kann. Da Herrn Kirschner die Fülle der Gedanken offenbar nicht drückt, hätte der zweite Bürgermeister sogar die Möglichkeit der Initiative, wenn er klug genug wäre, dem Stadthaupt die äußeren Ehren zu gönnen. Man sollte glauben, ein solcher Posten, der bei reichlicher Besoldung der Thatkraft ein weites Feld öffnet, müsse gesucht, von ausgezeichneten, schon bewährten Männern umworben sein. Das wäre ein Irrthum: keine einzige Persönlichkeit von Belang hat sich für die Stelle gemeldet und wahrscheinlich wird ein liberaler Rechtsanwalt sie bekommen. Dann führen zwei Advokaten, die von der Welt wenig gesehen haben, die Geschäfte der größten deutschen Kommune. Der Skandal wird in der Presse vertuscht. Natürlich; wie dürfte man zugeben, der Ruf der berliner Kommunalverwaltung sei so übel geworden, daß selbst ihre einträglichsten Stellen kaum noch zu besetzen sind? Als ein Sympton des Niederganges muß die Sache aber erwähnt werden. So jämmerlich unfruchtbar, so völlig steril ist in der Hauptstadt des Deutschen Reiches die einst so gerühmte Kommunalpolitik geworden, daß tüchtige Männer, trotzdem sie mit hohem Lohn lockt, sich ihr versagen.

* * *

Die Italiener möchten mit guter Manier vom Dreibund loskommen. Längst haben sies geflüstert; jetzt schreien sies laut über die Dächer und ihr neuer Ministerpräsident schüttet sein Herz einem amerikanischen Reporter aus. Der höchste Beamte des Deutschen Reiches aber erklärt lächelnden Mundes: Der Dreibund ist fester denn je! Eine angenehme Situation. Freilich überrascht sie den Sehenden nicht. Und es ist thöricht, den Italienern beweisen zu wollen, welche Vortheile ihnen das Bündniß mit Deutschland bringt. Sie wissen es besser: gar keine. Italien ist von Frankreich heute nicht bedroht, hat aber erfahren, wie es durch die Entfremdung von Frankreich wirthschaftlich geschädigt werden kann. Jeder verständige italienische Politiker muß ein gutes Verhältniß zu dem romanischen Nachbarreich wünschen, das auch geistig dem Italiener näher liegt als die germanische Welt. Gewiß hat die Unstetheit der deutschen Politik, die schon lange nicht mehr ein deutlich bestimmbarer Faktor ist, zur Lockerung des Bundes beigetragen. Früher oder später — Das wußte auch Bismarck — wäre es aber doch so gekommen, wie es nun kommt; denn dauerhaft sind heutzutage nur noch die Bündnisse, die auf der Gemeinsamkeit wirthschaftlicher Interessen beruhen. Man sollte das Unvermeidliche bei uns mit Würde tragen und dem annoch Verbündeten in dem neuen Handelsvertrag nicht den allerkleinsten Tribut gewähren. Eine offene Absage Italiens wäre wirklich kein Unglück. Der Dreibund hat seinen Zweck erfüllt und würde jetzt, wenn er noch einmal erneuert werden sollte, bei der ersten ernsten Probe versagen. Daran zweifelt in Paris und Petersburg kein Mensch. Und die Deutschen, die immer noch glauben, in dem vom Bündnißvertrag vorgesehenen Kriegsfall könnten italienische Gewehre uns Hilfe bringen, sind wohl nur noch in den Kinderstuben zu finden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.